This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

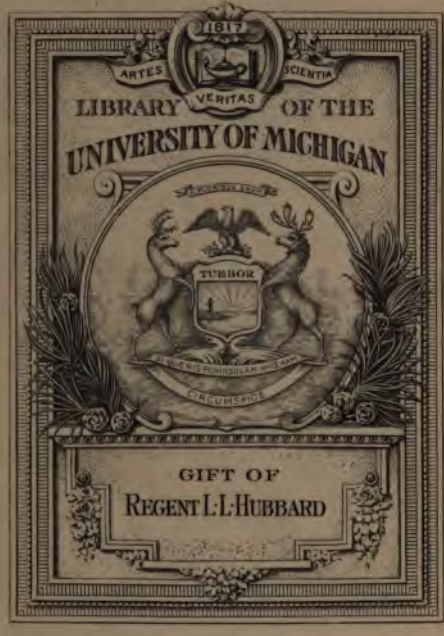
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Die Zurückgabe dieses Buches muß spätstens in 14 Tagen erfolgen. Diese Frist kann aber, **mit Genehmigung des Bibliothekars,** verlängert werden. Im Unterlassungsfalle wird das Buch durch einen Boten abgeholt, welchem der Leser 2½ Sgr. zu zahlen hat. Beschädigung des Buches hat dessen Ersatz und nach Umständen Ausschließung von der Benutzung der Volks-Bibliotheken zur Folge.



166
.B8
V.7

A.1246

Die Heimat in der Neuen Welt.

Siebenter Theil.

Die Heimat

in der

Neuen Welt.

Ein Tagebuch in Briefen,

geschrieben während zweijähriger Reisen in Nordamerika und auf Cuba,

von

Frederike Bremer.

Aus dem Schwedischen.

Siebenter Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1855.

gift
Regent & L Hilliard
7-20-28

Zweiunddreißigster Brief.

Neuorleans, Louisiana, 1. Jan. 1851.

Guten Morgen! Ein glückliches neues Jahr, meine liebe Schwester, meine Freundin! Möge der Morgen des neuen Jahres bei dir heiterer aussehen, als er bei mir aussieht, und möge der hohe Norden dir eine helle Sonne über der schneeweißen Erde geben! Ach, an einem stillen sonnenhellen Wintertage bei uns, wenn alle Bäume weiß gepudert sind und Alles freundlich glänzt und flimmert in der reinen Luft, wie leicht und belebend athmet es sich da; und dann herumzuwandern, wie ich es so manchmal um diese Zeit des Jahres gethan habe, über die Buchten und Gefilde des Thiergartens — das ist herrlich! Aber hier, in diesem herrlichen Süden regnet und stöbert es unaufhörlich. Der schöne Tag, von welchem ich dir neulich schrieb, hat noch keinen Nachfolger gehabt. Auch heute stöbert, schneiet und regnet es durcheinander und ist sehr windig dazu. Die jungen Bäume auf dem Platze La Fayette sehen ganz betrübt aus. Das Laub hängt wie Lumpen an ihnen herunter. Aber ich habe es gut in meinem warmen, hellen und gemüthlichen Zimmer, und über meinem Kamin prangt ein großer Zweig voll der allersüßesten — in jeder Beziehung süß — kleinen

Orangen, und daneben stehen zwei große Flaschen mit echtem Louisiana-„grape juice“ — Neujahrgeschenke von guten neuen Freunden, die mir Sommer im Zimmer und im Herzen gemacht haben. Ich habe Sonne genug zum neuen Jahr, ja, auch ein wenig „til overs“, wenn Jemand davon haben will.

Aber ich muß dir nun Etwas vom Bushkitou mittheilen! Bushkitou ist ein Fest, welches von den Indianern am Mississippi in dessen südlichen Gegenden jährlich gefeiert wurde, als die ersten Europäer dahin vordrangen. Es scheint mir das merkwürdigste unter den Festen der nordamerikanischen Indianer zu sein und hat wahrscheinlich Etwas von seiner Bedeutung auf das Neujahrsfest der weißen Bevölkerung übergetragen, die jetzt den Platz der rothen Männer einnimmt.

Das Bushkitoufest fiel zum Schluß des Jahres und dauerte acht Tage. Jeder dieser Tage hatte seine besondern Feierlichkeiten. Aber die Hauptzüge bei allen diesen Feierlichkeiten waren Fasten, Reinigungen und — Nachdenken über sich selbst. Es heißt nämlich in der Erzählung darüber: — „An diesen Tagen (dem dritten, dem fünften, dem siebenten, wenn ich mich recht erinnere) sitzen die Männer schweigend auf dem Markte.“ — Die Reinigung bestand in Waschungen, in denen die Asche eine Hauptrolle spielte. Merkwürdig kommt mir dabei vor, daß die Asche von jungen Mädchen, die noch halbe Kinder waren, zu den Kriegern getragen werden mußte. Auch die Nahrung, welche sie zwischen den Fasten genießen durften, mußte ihnen von solchen Kinderhänden gereicht werden. Die Männer (die Frauen werden gar nicht erwähnt) hatten auch nächtliche Tänze beim Schein der Feuer, bei welchen sie sich mit warmem Wasser wuschen, in welchem sie gewisse Kräuter und Wurzeln kochten, die wohlthätige Kräfte in sich trugen. Der Tanz der sechsten Nacht scheint besonders symbolisch und bedeutend zu sein. Am siebenten Tage „sitzen die Männer

wieder schweigend auf dem Markte.“ Der achte Tag war der letzte große Reinigungstag. An diesem Tage gingen die Männer auf eine Anhöhe am Fluß, stürzten sich köpflings ins Wasser und tauchten zu wiederholten malen tief in die Fluten. Darauf stiegen sie wieder aus dem Wasser und nahmen ihre Alltagskleider und ihre gewöhnlichen Sitten und Beschäftigungen wieder vor. Aber merkwürdig ist es, daß nach dieser Zeit Alles, was vor derselben vorgefallen war, als — — — gar nicht geschehen betrachtet wurde. Alles Unrecht, jede größere oder kleinere Mishelligkeit unter den Mitgliedern des Stammes mußte vergessen und das Leben wie neugeboren betrachtet werden. Wer nach dieser Zeit an irgend etwas Unangenehmes erinnerte, was früher vorgefallen war, oder wer Rachsucht oder Groll zeigte, der mußte Strafe bezahlen. Bushkitou wiederholte sich in jedem Jahre als ein Versöhnungs- und Erneuungsfest. Wie köstlich, wenn in diesem indianischen Lethe alle bittern Erinnerungen ertränkt werden könnten! Aber wer wird bestreiten, daß Bushkitou mit seinem innern Willen und seiner äußern Arbeit ein gutes Hülfsmittel dazu abgeben könnte!

Wir civilisirten Menschen könnten es recht wohl gebrauchen, wenn wir von den Wilden deren Bushkitou erbten.

In den Vereinigten Staaten, besonders in deren großen Städten, herrscht eine Sitte (und soll in Neuyork und in Neuorleans in ihrer Blüte stehen), die möglicherweise ihren Ursprung in dem Versöhnungsfeste der Indianer hat. In diesen Städten wird nämlich der Neujahrstag als eine Art Versöhnungs- und Erneuungstag betrachtet. Die Neujahrsbesuche gelten als Mittel dazu. Wenn während des vergangenen Jahres irgend ein kleiner Groll zwischen zwei Personen oder zwei Familien entstanden ist, wenn sie aufgehört haben, einander zu sehen oder miteinander zu sprechen — so reicht ein Be-

ſuch am Neujahrstage hin, um Alles ohne weitere Erklärung wieder auszugleichen. Und man kommt dann von beiden Seiten ſtillſchweigend überein, alles Frühere zu vergeſſen und ein neues Leben eintreten zu laſſen.

Frauen von „la haute volée“ gehen an dieſem Tage nicht aus, ſitzen aber in großer Gala in ihren, mitten am Tage prächtig erleuchteten Salons, um die Herren zu empfangen, welche ihnen Viſiten machen und ſie becomplimentiren. Und ich habe erzählen hören, daß mancher junge Herr, der mit einer großen Anzahl von Bekanntſchaften geſegnet geweſen iſt, ſich an dieſem Tage durch das unaufhörliche Kutſchiren von Haus zu Haus, durch das fortwährende Laufen treppauf und treppab und durch das ununterbrochene Steigen ſo vieler Treppenſtufen, vom frühen Morgen an bis ſpät in die Nacht, eine Krankheit zugezogen hat.

Eine freundliche Familie unter meinen neuen Bekannten in Neuorleans lud mich ein, dieſen Tag in ihrer Mitte zuzubringen, um dieſes heitere Schauſpiel mitanzuſehen. Aber — — es würde mich ermüden, ohne mir Das zu gewähren, was ich vom Neujahrstage bedarf. Wenn hier ein echtes indianiſches Buſhkitou zu finden wäre, ſo würde ich bereitwillig daran Theil nehmen, um einen Verſuch zu machen, zu — — vergeſſen. Gern wollte ich deshalb in den Miſſiſſippi untertauchen, wenn ich nur gewiß überzeugt ſein könnte, daß ich auch — — — wieder in die Höhe käme! — Die Gnade Gottes ſoll mein Buſhkitou ſein! Und nun, während das Wetter ſchmollt und grollt, während die große Welt einander Viſiten und Complimente macht und während artige Cavaliere ſich in dem Lächeln ſchöner Damen und in gaserleuchteten Salons ſonnen, will ich in guter Ruhe mit dir von den Ereigniſſen der letzten Tage, von dem Sklavenmarkt und von einer Sklavenauction, der ich in Neuorleans beiwohnte, ein wenig plaudern. Ich ſah bei beiden nichts beſonders Anſtößiges, außer — — das

Ganze. Und ich kann nicht umhin, eine Art von Verwunderung darüber zu fühlen, daß dergleichen Sachen und dergleichen Auftritte in einem Staate, der sich christlich nennt, vorkommen können. Es kommt mir zuweilen vor, als ob es gar nicht Wirklichkeit sein könne, sondern als ob es ein Traum sein müßte.

Der Sklavenmarkt findet sich hier in mehren Gebäuden. Man findet sich sehr leicht dahin, schon durch die Gruppen von farbigen Frauen und Männern (in allen Nüancen zwischen Schwarz und Hellgelb), die müßig vor den Thüren stehen oder sitzen. Ich besuchte unter der Führung meines freundlichen Doctors einige von diesen Häusern. In einem derselben war der Sklavenwächter (oder der Eigenthümer) ein freundlicher, gutgelaunter Mann, der sich auf das gute Aussehen seiner Sklaven Etwas zu Gute that. Die Sklaven wurden in einen großen Saal gerufen und in zwei Reihen aufgestellt. Sie waren wohlgenährt und wohlgekleidet; aber ich habe von den Leuten hier in der Stadt gehört, daß sie ganz anders aussähen, wenn sie nach ihren ermüdenden Tagmärschen hier ankommen, Zwei und Zwei in langen Reihen aneinander gefesselt.

Ich bemerkte unter den Männern einige wahrhaft athletische Gestalten mit guten Gesichtern und mit guten Stirnen, breit und gerade emporsteigend. Das geringste freundliche Wort oder ein Scherz lockte auf ihre Gesichter ein freundliches Lächeln voll Gutmüthigkeit, und ihre breiten Mäuler glänzten von perlweißen schönen Zähnen. Es war vorzüglich ein Neger — sein Preis war zweitausend Dollars — zu dem ich Vertrauen faßte. Ich äußerte laut, „daß mir „that boy“ gefiele und daß ich fest überzeugt sei, wir würden gute Freunde werden.“ — „O yes! Missis!“ — antwortete er mit einem freundlichen Lächeln. Unter den Frauen, die im Verhältniß zu den Männern sehr wortarm waren (ungefähr siebzig bis achtzig an der Zahl), befanden sich einige sehr hüb-

ſche hellfarbige Mulattinnen. Ein Herr ergriff eine der hübſcheſten von dieſen an der Kinnlade und öffnete ihren Mund, um ihren Gaumen und ihre Zähne zu beſehen, mit nicht mehr Rückſicht, als wenn er einem Schaf oder einem Pferd in den Mund hätte ſehen wollen. Wäre ich an ihrer Stelle geweſen, ich glaube, daß ich ihn in den Daumen gebiſſen hätte, ſo heftig empört fühlte ich mich durch dieſes Benehmen, in welchem augenſcheinlich er ebenſo wenig wie ſie etwas Anſtößiges zu finden ſchien. Das iſt Sitte auf dieſem Ort. Meine Fragen an dieſe armen Menſchenwaaren beſchränkten ſich vorzüglich auf die Fragen, woher ſie kämen. Die meiſten von ihnen kamen aus Miſſouri und Kentucky. Da ich fortwährend von dem Sklavenwächter begleitet wurde, konnte ich keine biographiſchen Notizen von ihnen verlangen, da ich jedenfalls nicht auf die Zuverläſſigkeit der etwa erhaltenen Nachrichten zu rechnen vermochte.

In einem andern dieſer Sklavenhäuſer ſah ich einen Mann, deſſen Ausſehen und Ausdruck ich nie vergeſſen werde, wenn ich auch hundert Jahre alt werden ſollte. Er ſchien Beſitzer der Sklaven in dieſem Hauſe zu ſein und mein Begleiter erbat ſich von ihm Erlaubniß für mich und für ſich, die Sklaven zu ſehen. Er willigte ein, aber mit einer Miene und mit einem Blick auf mich, als wenn er mich zu Staub zermalmen wollte. Er war ein Mann von ungewöhnlicher Körpergröße und Schönheit. Seine Geſtalt war herculiſch und ſein Haupt glich den Zügen nach einem wahren Jupiterhaupt; allein die Majeſtät und Milde war hier in eine Härte verwandelt, die wirklich entſetzlich war. Man hätte ebenſo gut von Recht und Menſchlichkeit zu einem Steinhaufen ſprechen können wie zu dieſem Mann. In dem ſtarren Ausdruck ſeiner dunkelblauen Augen, in den feſtgeſchloſſenen Lippen ſah man, daß er ſein eigenes Gewiſſen mit Füßen getreten, ſich aller Zweifel und Bedenklichkeiten entſchlagen hatte und dem Himmel wie der Hölle Trotz bot.

Er mußte Geld haben. Wenn er mit seiner starken Hand das ganze menschliche Geschlecht hätte zerschmettern können, um es in Geld zu verwandeln, so würde er es mit Vergnügen gethan haben. Die ganze Welt war für ihn nichts als ein Mittel zum Gelderwerb. Die ganze Welt konnte in Trümmern zusammenstürzen, wenn er nur als ein reicher Mann, als der einzige reiche und mächtige Mann in der Welt darauf sitzen konnte. Wenn ich ein Bild der vollendeten verhärteten Selbstsucht malen wollte, so würde ich diesen schönen Kopf malen müssen. Der vollständig finstere Ausdruck darin, der Mangel an Licht, Leben und Freude war um so auffallender, als die Gesichtsfarbe hell war und die Wangen, wenn sie auch eingefallen waren, schöne Rosen hatten. Dieser Mann schien etwa funfzig Jahre alt zu sein.

Nachdem wir drei Sklavenhäuser oder Sklavenlager sowie auch eins von den Zimmern besehen hatten, in welchen die Sklaven des Nachts aufbewahrt werden und worin sich weder Betten noch Tische und Stühle befinden, begab ich mich ins Hospital für Neuorleans. Dies schien mir ein großes, gut eingerichtetes Institut zu sein. Es waren mehre Cholerakranke darin. Ein junger Mann und ein junges Mädchen lagen im Sterben. Ich legte meine Hand auf ihre Stirnen. Sie fühlten es nicht. Sie waren bereits in ihren letzten Schlaf versunken.

Am Mittag dieses Tages, am 30. December, war ich bei meinem Landsmann, Herrn Schmidt, der mich mit einem echten Neuorleans-Mittagessen und namentlich mit einer Lieblingssuppe, „Gumbo" genannt und aus einer Art von sagoähnlicher Grütze bestehend, tractiren wollte.

Herr Schmidt ist ein kleiner lebhafter Mann mit creolischer Grazie in seinem Wesen, sehr gesprächig und freundlich. Er ist verheirathet (in zweiter Ehe) mit einer französischen Creolin aus Neuorleans und hat von dieser mehre allerliebste schöne Knaben mit dunkeln Au-

gen und dunkeln Locken, wie kleine Franzoſen. Seine Frau iſt auch ſehr ſchön, ein vortreffliches einfaches Weſen; ſie hatte bisher nie eine Schriftſtellerin geſehen und ſchien erſtaunt darüber zu ſein, daß Die, welche ſie gegenwärtig ſah, ganz wie ein anderer Menſch ausſah und ſprach. Sie ſchien zu glauben, daß eine Perſon, welche Bücher ſchreibt, auch wie ein Buch ſprechen müſſe.

Das Neuorleans-Mittageſſen war ausgeſucht gut und Gumbo iſt die Krone aller ausgeſuchten Suppen in der Welt, ein wahres Lebenselixir der vortrefflichſten Art! Wer hier Gumbo gegeſſen hat, kann vornehm auf die echteſte Schildkrötenſuppe herabblicken.

Nach Tiſche unterhielten meine Wirthin, ihre Schweſter und ich uns ganz vortrefflich am Kaminfener. Ich hatte das Vergnügen, mit dieſer ungekünſtelten Frau zu ſprechen, ſie franzöſiſch reden zu hören und meinerſeits franzöſiſch reden zu dürfen. Das iſt eine wahre Erquickung für die Zunge und das Ohr nach der unmelodiſchen und durchquetſchten engliſchen Sprache.

Am Abend trank ich Thee bei einer Familie Callendar, einer Pflanzerfamilie in Louiſiana. Tiefer Schmerz über den Verluſt zweier hoffnungsvoller Kinder ſchien den Vater niedergebeugt und das Herz der Mutter faſt zerſchmettert zu haben. Eine Tochter iſt ihnen noch übrig geblieben; ſie heißt Julia. Ein liebliches junges Mädchen! Beim Tanz des Mondſchimmers auf dem Wege, beim Duft der Veilchen, beim Anblick der ſanften Vergißmeinnicht, bei Allem, was ſchön und voller Leben, unſchuldig und lebenswarm iſt, was aber ausſieht, als ob es nicht lange auf Erden verweilen würde, bei dieſem Allen werde ich an dich denken, Julia Callendar, und mich danach ſehnen, dich wieder in meine Arme zu ſchließen, du bleiches, liebliches, ſtrahlendes Kind des Südens, und dich auf der Erde zurückzuhalten, damit das Herz deiner Mutter nicht brechen und dein Vater und dein Haus noch etwas Licht behalten mögen!

Am 31. December wanderte ich (fortwährend in Regen und Sturm) Arm in Arm mit meinem braven freundlichen Doctor aus dem Hause, um einer Sklavenauction beizuwohnen, die nicht weit von meiner Wohnung gehalten werden sollte. Sie fand in einem der kleinern Auctionslocale statt, die sich in verschiedenen Theilen von Neuorleans finden. Der vornehmste Ort für Sklavenauctionen ist eine herrliche Rotunde, deren prachtvolles Gewölbe würdig wäre, von Liedern der Freiheit widerzuhallen. Ich war mit Mr. Harrisson einmal dort, um einer Sklavenauction beizuwohnen; aber wir kamen zu spät.

Doctor D** und ich traten in einen großen, ziemlich unangenehmen und schmuzigen Saal im Erdgeschoß eines Hauses, in welchem eine Menge Leute versammelt waren. Zwanzig und etliche herrenartig aussehende Männer standen im Halbkreise um einen hohen Schemel von schmuziggefärbtem Holze, der für den Augenblick leer war. An der Seite längs der Wand standen einige schwarze Männer und Frauen still und ernsthaft. Die ganze Versammlung war still und es kam mir vor, als ob eine schwere graue Wolke über derselben ruhte. Durch die geöffnete Thür nach der Straße zu hörte man den fallenden Regen. Die Herren warfen schiefe finstere Blicke auf mich und wünschten mich wahrscheinlich an den Nordpol.

Ein paar Herren kamen hastig herein. Einer von ihnen, ein großer fetter Mann von heiterm, auch gutmüthigem Aussehen und augenscheinlich ein „bon vivant", trat auf den Auctionsschemel. Er war ein Engländer, wie mir gesagt wurde, und ich würde dies auch nach seiner blühenden, keineswegs amerikanischen Gesichtsfarbe vermuthet haben. Unverkennbar kam er direct von einem guten Frühstück und schien noch vergnügt daran zu arbeiten, den letzten Bissen hinunterzuschlucken. Er nahm den Auctionshammer zur Hand und redete die Versammlung folgendermaßen an:

— „Die Sklaven, welche jetzt für — den höchsten gebotenen Preis verkauft werden sollen, sind zum Theil Hausſklaven und haben alle einem und demſelben Herrn zugehört. Er hat ſich für einen ſeiner Freunde verbürgt, und da dieſer zahlungsunfähig geworden iſt, ſo iſt er genöthigt, ſich von ſeinen treuen Dienern zu trennen, um ſeinen Verbindlichkeiten Genüge zu leiſten. Dieſe Skaven werden alſo nicht etwa in Folge von Mängeln, an denen ſie leiden, oder von Fehlern, welche ſie begangen haben, verkauft. Es ſind treue und vortreffliche Diener, und nur die harte Nothwendigkeit hat ihren Herrn vermocht, ſich von ihnen zu trennen. Sie ſind das höchſte Gebot werth, und wer ſie kauft, kann feſt überzeugt ſein, daß er durch ſie den Wohlſtand ſeines Hauſes vermehrt!“

Hierauf gab er einer Frau unter den Schwarzen ein Zeichen, daß ſie hervortreten ſolle, und reichte ihr die Hand, um auf den Schemel zu ihm hinauf zu ſteigen, wo ſie neben ihm ſtehen blieb. Sie war eine lange wohlgewachſene Mulattin von ſchönem, aber traurigem Aeußern und von ausgezeichnet ſittſamer edler Haltung. In ihren Armen hielt ſie ein zartes ſchlafendes Kind, auf welches ſie während der Dauer der ganzen Auction mit niedergebeugtem Haupte unverwandt hinablickte. Sie war in ein graues, hoch bis an den Hals hinaufreichendes Gewand gekleidet und hatte ein blaßgelbes braungeſtreiftes Tuch um den Kopf gewunden.

Der Auctionator fing nun an, der Verſammlung alle guten Eigenſchaften, Künſte und Fertigkeiten dieſer Frau aufzuzählen. Er lobte ihren Charakter, ihr gutes Gemüth, ihre Ordnung und Treue, ihre ungewöhnliche Fähigkeit, ein Hausweſen zu beſorgen, ihre Frömmigkeit, ihre Talente und bemerkte ſchließlich, daß das Kind, das ſie an ihrer Bruſt trüge und das zugleich mit ihr unter dem Hammer verkauft werden ſolle, ihren Werth noch erhöhe. Dann rief er mit lauter Stimme:

— „Nun, Gentlemen, wie viel für dieſes beſonders koſtbare Weib (this very superior woman), für dieſes ausgezeichnete ꝛc. Weib und für ihr Kind?“

Bei dieſen Worten zeigte er mit ausgeſtrecktem Arm und mit dem Zeigefinger von einem auf den andern der herumſtehenden Herren, die hier und da ſeinen Ausruf mit einem kurzen ſtummen Kopfnicken erwiderten. Er fuhr dabei ununterbrochen fort:

— „Ihr bietet mir fünfhundert Dollars, Gentlemen? — Es iſt fünfhundert Dollars für dieſes ausgezeichnete Weib mit ihrem Kinde geboten! — Daran iſt nicht zu denken. Sie iſt mit dem Kinde doppelt ſo viel werth! — Fünfhundertfunfzig Dollars! — Sechshundert! — Sechshundertfunfzig! — Sechshundertſechzig! — Sechshundertſiebzig! — Mein beſter Herr, warum nicht ſogleich ſiebenhundert Dollars bieten für dieſes ungewöhnlich ausgezeichnete Weib mit ihrem Kind? — Siebenhundert Dollars iſt ein wahrer Spitzbubenpreis. Sie würde nie um dieſen Preis verkauft werden können, wenn ihr Herr nicht das Unglück gehabt hätte“ u. ſ. w.

Der Hammer fiel mit einem ſchweren Schlag herab.

Das Weib mit ihrem Kinde war für ſiebenhundert Dollars an eine der finſtern, ſtummen, vor ihr ſtehenden Figuren verkauft. Wer ihr Käufer war, ob er gut oder böſe war, ob er ſie in eine erträgliche oder in eine unerträgliche Sklaverei führen würde — das wußte die verkaufte Frau und Mutter ebenſo wenig wie ich; noch weniger wußte ſie, in welchen Theil der Welt er ſie bringen würde. Und der Vater ihres Kindes — — — wo war er?!

Die Augen fortwährend auf ihr ſchlafendes Kind gerichtet, mit niedergeſchlagener, aber ergebener Miene ſtieg die ſchöne Mulattin von dem Auctionsſchemel herab, um ſich an die entgegengeſetzte Wand zu ſtellen.

Darauf stieg ein junges, sehr schwarzes Negermädchen auf den Schemel, das ein gelbes prächtiges Tuch so geschickt um den Kopf gewunden hatte, daß die Zipfel desselben auf beiden Seiten des Kopfes wie kleine Flügel herausstanden. Sie war besonders nett und zierlich von Gestalt und ihre Augen spielten herzhaft und neugierig in der Versammlung herum.

Der Auctionator pries auch ihre Verdienste und rief sodann: — „Wie viel für dieses sehr hübsche junge Mädchen (this very likely young girl)?"

Sie wurde sehr bald, und zwar, wenn ich mich recht erinnere, für dreihundertfunfzig Dollars verkauft.

Darauf bestieg ein junger Mann den Schemel. Es war ein Mulatte und hatte ein sehr gutes Gesicht, das Sanftmuth und Zartgefühl ausdrückte. Er war Bedienter im Hause seines frühern Herrn gewesen, von demselben erzogen und sehr geliebt worden und verdiente diese Liebe vollkommen, ein ganz vortrefflicher junger Mann (a most excellent young man).

Er wurde für fünfhundert oder sechshundert Dollars verkauft.

Hiernächst kam ein älteres Weib an die Reihe, ebenfalls mit einem jener gutmüthigen einnehmenden Gesichter, die bei den Schwarzen so häufig gefunden werden, und mit einem Benehmen, welches deutlich zeigte, daß auch sie im Dienste eines guten Herrn gestanden hatte, an eine sanfte Behandlung gewöhnt und unter derselben sanft und glücklich geworden war.

Alle diese Sklaven, auch das junge Mädchen, obwol es mehr muthwillig als gut aussah, trugen das Gepräge an sich, daß sie in einem liebreichen Familienkreise gelebt hatten.

Und was sollte nun ihr künftiges Schicksal werden? — Wie mußten sie, wenn sie in schlechte Hände kamen, den Unterschied zwischen sonst und jetzt empfinden, wie schrecklich mußte ihnen ihr Loos sein!

Die Mutter besonders, deren ganzes Herz mit ihrem Kinde verbunden ist und die vielleicht bald dieses Kind weit — weit von sich verkauft sehen muß, wie wird ihr dann zu Muthe sein?!

Keine Predigt, keine Antislavery-Rede könnte so kräftig gegen das Institut der Sklaverei sprechen wie diese Sklavenauction!

Der Hausherr war gut, die Diener waren auch gut, ergeben und treu, und dennoch wurden sie verkauft — verkauft an Jeden, der sie kaufen wollte, verkauft wie unvernünftige Thiere!

Am Abend.

Immer noch Neujahrstag. Auch ich habe Besuche von artigen Herren empfangen, die mir bisher fremd waren. Unter diesen erinnere ich mich mit besonderm Vergnügen an zwei Brüder Namens Duncan, Bankiers in hiesiger Stadt, ernste und gemüthliche Männer, die durch ihre gegenseitige brüderliche Liebe und durch ihren Gemeinsinn ausgezeichnet sein sollen. Mein Landsmann, Herr Ch. Schmidt, hat den Abend bei mir gesessen und mich unterhalten. Er hat in Neuorleans gelebt, kennt den größten Theil der hiesigen Verhältnisse und ist offen und mittheilend, sodaß ich von seiner Gesellschaft viel Gutes genieße.

Mein Leben hier im Hause ist das behaglichste, das ich mir nur wünschen kann. Ich finde wahren Genuß durch das garstige Wetter, weil es mir Zeit gewährt hat, ein wenig zu lesen und zu zeichnen. Das Letztere ist eine nothwendige Erholung und Erquickung für mich. Ich habe die Porträts einiger Freunde gezeichnet und auch meine kleine Aufwärterin hier gemalt, eine hübsche dunkle Mulattin mit schönen Augen und einem grellen gelben Tuch um die Stirn, wie es die Negerinnen in Louisiana umzubinden pflegen. Sie ist bisher vergleichsweise eine glückliche Sklavin gewesen.

— „Sind deine Herrſchafeen gut gegen dich geweſen?“ — fragte ich ſie.

— „Sie haben mir nie ein böſes Wort geſagt, Miſſis!“ erwiderte ſie.

Sonntag, 5. Jan.

In der Schnelle und Kürze einige Worte über ——— mancherlei Dinge, die ich in den letztern Tagen, beſonders geſtern und heute erlebt habe.

Geſtern Vormittag beſuchte ich die Gefängniſſe in der Stadt, von den Vorſtehern und einigen ausgezeichneten und angenehmen Rechtsgelehrten begleitet. Die äußere Verpflegung der Gefangenen ſchien gut zu ſein. Ordnung und Sauberkeit herrſchte hier, wie überall, wo die anglo-amerikaniſche Race Geſetze gibt. Die innere Ordnung habe ich mir für den folgenden Tag aufgeſpart.

Ich hatte einige Gemächer beſucht, in denen Frauenzimmer, welche grober Verbrechen verdächtig waren, auf Geſtändniß ſaßen. Ihre Kleidung zeugte von pecuniären Verhältniſſen, die weit über der Armuth lagen, aber ihr übriges Weſen verrieth den Einfluß gewaltthätiger und unedler Leidenſchaften. Unter ihnen fiel mir beſonders eine Frau auf, des Mordes (aus Eiferſucht) an ihrem Manne verdächtig, die ein äußerſt freches und übermüthiges Weſen an ſich hatte. Alle dieſe Damen betheuerten ihre Unſchuld und klagten über Ungerechtigkeit. Jede von ihnen hatte ein Behältniß für ſich allein, ſie benutzten aber gemeinſchaftlich eine Piazza, die ſich an der nach dem Garten zu gelegenen Mauer hinzog. Auf dieſer Piazza ſaßen in einer Gruppe einige Negerweiber, die ſich in der hervorblickenden Sonne wärmten. Sie ſahen ſo gutmüthig und ſo friedſam aus, und namentlich trugen ein paar junge Mädchen das Gepräge der Unſchuld und Sittſamkeit ſo deutlich an ſich, daß ich mit einiger Verwunderung fragte:

— „Weshalb sind denn diese Frauenzimmer hier? — Was haben Sie Böses gethan?"

— „Sie haben nichts Böses gethan" — wurde mir geantwortet. — „Ihr Herr hat sich für einen Mann verbürgt, der zahlungsunfähig geworden ist, und damit die Gläubiger ihm seine Sklaven nicht wegnehmen und zur Auction bringen lassen, sind sie so lange ins Gefängniß hierher gebracht worden, bis der Eigenthümer im Stande ist, sie wieder zu sich zu nehmen.

— „Sie sehen" — setzte einer von den Richtern hinzu — „daß sie zu ihrem Schutz und um ihres eigenen Besten willen hier eingesetzt sind."

— „Und wie lange können sie wol hier sitzen müssen?" — fragte ich, indem ich an das seltsame Gute dachte, das sie von dem täglichen Umgang mit den „unschuldigen", der gröbsten Verbrechen angeklagten weißen Damen haben mußten.

— „Ach, höchstens zwei bis drei Wochen, eine ganz kurze Zeit!" — versetzte der Richter.

Eins von den jungen Negermädchen lächelte zu diesen Worten halb wehmüthig, halb ironisch, und äußerte: — „Zwei Wochen! Wir haben schon zwei Jahre hier gesessen!"

Ich sah den Richter an. Er schien ein wenig verlegen zu sein.

— „Ach!" — sagte er — „das ist sonderbar, das ist seltsam, sehr ungewöhnlich, etwas sehr Ungewöhnliches. Ein vollkommener Ausnahmefall — — sehr selten!"

Und er beeilte sich, mich von hier wegzuführen.

Immer wieder und stets diese Ungerechtigkeit gegen Menschen, deren ganze Schuld darin besteht, daß sie — eine dunkelgefärbte Haut haben.

Gleich nach dem Mittagessen besuchte ich das katholische Orphan-Asyl für zweihundert kleine Mädchen, die von funfzehn barmherzigen Schwestern gepflegt wurden — eine schöne und wohl beaufsichtigte Anstalt!

Kaum nach Hauſe gekommen von da, wurde ich in die franzöſiſche Oper abgeholt. Man gab „Jeruſalem" von Verdi, und gab es ſehr gut. Die Primadonna Madame D** iſt ein großer Liebling des Publicums und verdient dies auch wegen ihrer ſchönen Geſtalt, wegen des Edeln in ihrem Weſen und wegen ihres ausgezeichneten Geſangs, obgleich ihre Stimme nicht ſtark iſt. Ihre Hände und Arme ſind von ſeltener Schönheit und ihre Bewegungen ſtehen in ſchöner Harmonie mit ihrem Geſang.

Das, was für mich das meiſte Intereſſe hatte, war jedoch nicht auf der Bühne, ſondern im Theaterſalon, wo die Damen von Neuorleans in Logen und im Amphitheater ſaßen, wie ein Parterre von weißen Roſen. Sie waren alle in weiße Florgewänder gekleidet, trugen die Hälſe und Arme entblößt (zuweilen ſehr entblößt) und gingen mit unbedecktem Haar, das bei manchen mit Blumen geſchmückt war. Alle ſahen ſehr blaß, aber nicht kränklich aus. Viele junge Damen waren ſehr hübſch und hatten feine Züge und kindlich runde Geſichter. Die Schönheit hatte aber hier, wie überall in der Welt, ihr Schlimmes. Die weiße Schminke, deren ſich die Frauenzimmer hier allgemein bedienen, gibt der Haut ſehr viel Weichheit, iſt aber oft allzu ſichtbar. Ich habe zwar nichts dagegen, daß man ſich im Geſellſchaftsleben ſo ſchön wie möglich zu machen ſucht, allein man muß dies auf eine feine Weiſe thun, ſonſt ſieht es grob aus und macht einen unangenehmen Eindruck.

Ich ſaß in einer Loge des Amphitheaters (das in lauter Logen eingetheilt iſt), eingeladen von einem Freunde Mr. Harriſon's, einem liebenswürdigen und muſikaliſchen Mr. Day. Ich hatte von Mr. Harriſon eine ſchöne weiße Camellie zum Geſchenk erhalten und dieſelbe in Mrs. Geddes ſchönem dunkelbraunen Haar befeſtigt und hatte das Vergnügen, die Blume auf ihrem edelgeformten ſchönen Kopfe glänzen zu ſehen, indem ſie in einer Loge der erſten Reihe ſaß. Uebrigens litt ich an Kopf-

ſchmerz, den mir die Hitze und Anſtrengung des Tages zugezogen hatte; allein mir lag ſo viel daran, am folgenden Morgen, wo ich mit Mr. Harriſon den „french market“ beſuchen ſollte, wieder geſund zu ſein, daß es mir durch ſtarken Willen und durch ſtarken Kaffee auch wirklich gelang, geſund zu werden, und Schlag ſechs Uhr am heutigen Morgen mit meinem Cavalier dem franzöſiſchen Theile der Stadt zuwandern konnte.

Der franzöſiſche Markt findet ſich am Sonntag Morgen jeder Woche in ſeiner höchſten Blüte und auch dieſer Umſtand bezeichnet die Verſchiedenheit des franzöſiſchen Volkscharakters von dem anglo-normanniſchen, der ein ſolches Beginnen für eine Sabbathsſchändung halten würde.

Der franzöſiſche Markt iſt eine der lebendigſten und maleriſchſten Scenen von Neuorleans. Man glaubt ſich hier auf einen großen pariſer Markt verſetzt, nur mit dem Unterſchied, daß man hier ſo viele verſchiedene Volksſtämme ſieht, mehre Sprachen hört und eine größere Menge von Erzeugniſſen der verſchiedenen Zonen bemerkt. Hier ſind Engländer, Irländer, Deutſche, Franzoſen, Spanier, Mexicaner; hier ſind Neger und Indianer. Die meiſten Verkäufer ſind ſchwarze Creolen (oder Eingeborene), beſitzen franzöſiſche Lebhaftigkeit und Heiterkeit und ſprechen gut franzöſiſch. — „Bon jour, Madame! — Bon jour, Madame!“ — tönte mir aus manchem Munde mit dem freundlichſten Lächeln und mit den ſchönſten weißen Zähnen, während ich zwiſchen den überfüllten Verkaufſtänden dahinwandelte, an denen Vögel, Früchte, Blumen, Brot und Backwerk, trockene und grüne Gemüſe und unzählige gute Sachen zu ſehen waren, Alles mit Geſchmack und Zierlichkeit geordnet und von einem Ueberfluß an Erzeugniſſen der Erde zeugend, welcher unwillkürlich das Gefühl in mir erzeugte, es ſei rein unmöglich, daß irgend Jemand auf einer Stelle der Erde Noth leiden könne, wo Alles ſo wohl

bestellt war. Die Stände der Fruchtverkäufer gewährten in der That einen prächtigen Anblick — sie prangten mit den schönsten Früchten aller Zonen, unter denen mir viele tropische Producte ganz neu und unbekannt waren. Ungefähr zweitausend bis dreitausend Personen, theils Kaufleute, theils Verkäufer, waren hier in Bewegung und zeigten eine so gute Ordnung und ein so sonniges freundliches Leben, daß man nicht anders als herzlich erfreut darüber sein konnte. Man frühstückte, plauderte und lachte — ganz wie auf dem Markte in Paris — man wurde laut und scherzte; besonders strahlten die Schwarzen, die Kinder des Wendekreises, von munterm Leben. Das Ganze war ein wahrhaft sonniger Auftritt des Südens, voll von Sonnenschein, heiterm Leben und guter Laune. Auf den Seiten des Marktplatzes befanden sich Indianer. Kleine indianische Mädchen saßen in ihre Mäntel eingehüllt auf der Erde mit ernsten starren Gesichtern und niedergeschlagenen Augen, unverwandt auf die vor ihnen ausgebreiteten Tücher blickend, auf denen einige wilde Wurzeln und Kräuter lagen, die sie zum Verkauf hierher gebracht hatten.

Hinter ihnen und außerhalb des Marktplatzes schossen indianische Knaben mit Bogen und Pfeilen in die Luft, indem sie dadurch junge weiße Herren anlockten, ihre Spielwaffen zu kaufen. Die rothhäutigen Knaben waren mit einigen glänzenden Bändern und Federn um die Stirn geschmückt und zeigten auch hier einen starken Contrast gegen die bleichen, schüchternen, ungeschmückten Mädchen. Diese Indianer gehörten den Choctaws- und Chickasawsstämmen an, von denen sich noch mehre Familien im westlichen Louisiana und in Alabama vorfinden.

Bei der vorrückenden Sonne (denn die Sonne war auch bei dem Marktfest) und den Saft süßer Orangen trinkend, verließen Harrison und ich den heitern Auftritt und gingen heimwärts an dem Hafen vorüber, an welchem ungeheure Zuckerfässer aufgestapelt waren.

Später am Tage war ich in der Kirche. Der Prediger, der „a genius“ sein sollte, predigte über die Menschenliebe auf — heidnische Weise, indem er die Worte eines berühmten Römers anführte:

— „Wenn ein Mann sich um seinen Nächsten nicht mehr wie um sein Vieh und seine Sklaven kümmert, so verdient er den Namen eines guten Menschen nicht.“

Dies möge in Bezug auf die Predigt und den Prediger genügen, welcher Letztere im Uebrigen nicht ohne Talent war, besonders im Vortrag, bei welchem er jedoch zu viel gesticulirte.

Nachmittags führte mich Mr. Geddes aus, um die französischen Kirchhöfe zu besehen. Da war eine richtige „Stadt der Todten“, ganze Straßen und Plätze von Steinkapellen und Grüften, alle oberhalb der Erde befindlich, der Feuchtigkeit und des Wassers halber (denn der Boden ist hier überall sehr wasserreich) und zwischen ihnen kein Baum, kein Rasenplatz, nichts Grünes (außer bei einigen einzelnen Gräbern), keine Blumen, Nichts, was von Leben, Liebe und Erinnerung zeugte. Alles war todt, Alles versteinert, Alles öde. Ebenso wenig zeigte sich ein Besucher hier. Wohin ich ging, ging ich zwischen gemauerten Gräbern und Kapellen, wohin ich sah, begegneten meinem Auge Grabgewölbe und nackte Mauern, die nichts über oder hinter sich hatten als den hellen, blauen Himmel; denn dieser lachte hell über der Stadt der Todten.

So wanderte ich über drei ungeheure Begräbnißplätze. Das war der allergrößte denkbare Contrast gegen den Auftritt des Morgens.

Morgen reise ich mit Mr. und Mrs. Geddes nach Mobile in Alabama, wohin ich von einer jungen Mrs. Walton Le Vert eingeladen bin, die ich schon oft als eine höchst reizende und ebenso gefeierte „Belle“ im Norden wie im Süden der Vereinigten Staaten habe erwähnen hören. Wir werden mit dem Dampfboot über

den Lake Pontchartrain und dann in den Mexicaniſchen Meerbuſen fahren, an deſſen Waſſer Movilla, gegenwärtig Mobile genannt, gelegen iſt.

Mobile, Alabama, 8. Jan.

Sommer, Sommer, vollkommenes Johanniswetter, meine Agathe! Ach, daß ich durch irgend eine Zauberkunſt dich in dieſe Luft oder dieſe Luft zu dir verſetzen könnte, denn ſie würde dich geſund und glücklich machen, wie ſie mich ſeit einigen Tagen ganz glücklich und wohlgemuth gemacht hat. Seit dem 5. Januar, ſeit dem Tage, an welchem ſich das unangenehme Wetter in reizendes verwandelte (doch hatte es ſchon ſeit einigen Tagen angefangen, ſich aufzuklären), bin ich in eine Art von Verwunderung über eine ſolche Luft und eine ſolche Lieblichkeit gerathen. Und hätte ich dich bei mir gehabt, um dieſen Genuß mit mir zu theilen, ſo würde mir nichts gefehlt haben.

Montag Nachmittags reiſte ich von Neuorleans ab, und zwar in Geſellſchaft meines ehrenwerthen Swedenborgianers Mr. Geddes und ſeiner liebenswürdigen angenehmen Frau.

Es war ein wunderſchöner Abend, und der Sonnenuntergang nahm ſich herrlich aus auf dem Lake Pontchartrain, einem großen Landſee, der in den Mexicaniſchen Meerbuſen ausmündet, an deſſen flachen Ufern die Plantagenbeſitzer Louiſianas ſchöne luxusreiche Landhäuſer und Gärten beſitzen. Das Dampfſchiff Florida, das uns über den ſtillen klaren See trug, war eine wahrhaftige Blume unter den Dampfſchiffen, ſo zierlich und ſo hübſch und noch in ſeiner erſten Friſche. Mr. Geddes, Mitbeſitzer des Fahrzeugs, wollte mir nicht geſtatten, Etwas für meine Ueberfahrt zu bezahlen.

Wir genoſſen die liebliche Luft, betrachteten den prächtigen Abendhimmel, aßen, tranken, ſchliefen gut und ſahen am nächſten Morgen die Sonne hell über Mobile glänzen.

Mrs. Le Vert kam, um mich in ihrem Wagen abzuholen. Ich fand in ihr eine liebe hübſche Frau, in Ausſehen, Weſen und Benehmen der Frau L** merkwürdig ähnlich, aber weniger elaſtiſch in ihrer Natur, als dieſe. Ich hatte von ihrer Lebhaftigkeit und Anmuth viel ſprechen hören und wunderte mich, in ihrem Geſichte deutliche Spuren eines tiefen Kummers zu finden. Sie iſt nämlich ſeit zwei Jahren Schlag um Schlag durch den Tod ihres Bruders und zweier von deſſen Söhnen betroffen worden und hat ſich ſeit dieſer Zeit aus dem geſelligen Leben, deſſen Zierde ſie war, und von aller weltlichen Eitelkeit zurückgezogen. Sie verſchloß ſich in ihr Zimmer und brachte daſelbſt unter beſtändigem Weinen mehre Monate zu. Lady Worthly Montague's Beſuch in Mobile, deren ſeelenvolle Geſellſchaft und deren Sympathie riß ſie zuerſt aus ihrer tiefen Melancholie und beſſerte ihre Stimmung allmälig. Aber ſie kleidet ſich noch immer ſchwarz und iſt wie todt für alle Vergnügungen der Welt. Sie glaubt nicht, daß ſie den tiefen Schmerz jemals wird überwinden können, der ſie gleichſam zerſchmettert hat. Doch iſt ſie lebhaft und kann zuweilen recht herzlich lachen. Aber man ſieht ihren Augen an, daß ſie viel geweint haben.

Geſtern Abend brachte ſie mich in ihrem Wagen auf einem ſchönen Spaziergang durch einen Magnolienwald am Ufer des Mexicaniſchen Meerbuſens hin. Die Magnolia iſt ein lorberartiger Baum mit immergrünem Laub von dunkler, aber glänzender Farbe. Seine Geſtalt iſt unregelmäßig, aber ſchlank, und ſeine Krone iſt meiſtentheils reich und gerundet. Lange Moosflechten, „Tillandsia Usnoides“, hängen wie Schleier an ſeinen ſtarken knotigen Armen zwiſchen Grotten von dunkelm

Laub. Es ist ein in hohem Grade romantischer Baum, und wenn er seine schneeweißen, duftenden Blüten aussendet, erinnert er an ein Byron'sches Gedicht.

Die Luft war mild. Die Wellen des Mexicanischen Meerbusens brachen sich weit und breit am Ufer unter lautem, aber gedämpftem Geräusch. Der Wald stand still, frisch und grün. Ich ruhte, athmete und genoß, in tiefer Harmonie mit dieser Naturscene und mit der jungen liebenswürdigen Frau an meiner Seite.

Abends war ich im Theater, eingeladen von dem Vorsteher des Theaters, welcher so artig gewesen war, während meines Aufenthalts in der Stadt eine Loge zu meiner Verfügung zu stellen.

Ich sah eine kleine heitere Piece, „Jenny Lind in Heidelberg" genannt, mit viel humoristischem Leben dargestellt, und fand großes Vergnügen daran, in einer zweiten Piece, „The daughter of the stars", eine ganz junge Schauspielerin von ganz ungewöhnlicher Begabung, Miß Julia D**, zu sehen, die mich zu meiner eigenen Ueberraschung Thränen vergießen ließ. So naturfrisch und wahr und mit so viel Pathos habe ich nicht spielen sehen, seitdem ich auf dem Theater in Stockholm Jenny Lind sah.

Vom 8. bis 12. Jan.

Schöne, stille Tage! Mir gefällt Mobile, die Bevölkerung von Mobile, das Wetter in Mobile und Alles in Mobile. Ich befinde mich vortrefflich in Mobile. Meine Wohnung daselbst ist bei Mrs. Walton, der Mutter von Mrs. Le Vert, einer guten alten Dame, der Witwe des vorigen Gouverneurs von Florida. Dieses Haus ist sonnig und friedvoll und das Aussehen der Negersklaven ist ebenfalls sonnig und friedvoll.

An jedem Morgen gehe ich hinaus in ein Lager der Choctaws-Indianer, dicht bei der Stadt; denn es macht mir viel Vergnügen, die Lebensweise dieses wilden Volkes

zu sehen. Um in dieses Indianerlager zu kommen, gehe ich die „Government-Street“, die vornehmste Straße in der Stadt, eine breite gerade Reihe von schönen Landhäusern, die von Bäumen und Gartenplätzen umgeben sind; die allerschönsten jungen Orangenbäume, mit Früchten bedeckt, glänzen in der Sonne; und die Sonne, diese warme, gesegnete Südlandssonne, glänzt hier alle Tage und macht die Tage zu schönen Sommertagen.

Das Indianerlager besteht aus dreizehn Hütten von Baumrinde, die ungefähr wie unsere Marktbuden gebaut, aber auf einer Seite, wenigstens am Tage ganz offen sind. Im Innern dieser Hütten sieht es höchst dürftig aus. Die ganze Thätigkeit ihrer Bewohner und deren Dichten und Trachten scheint auf die Versorgung des Magens gerichtet zu sein. Ich bin zu verschiedenen Zeiten des Tages dort gewesen und sehe sie stets entweder mit Essen oder mit Vorbereitungen zum Essen beschäftigt. Heute Morgen frühstückten sie Orangen, die in großen Haufen eben ins Lager gebracht worden zu sein schienen. Ich argwöhnte, daß dieselben nicht von der frischesten Beschaffenheit sein möchten. Allein die Rothhäute, am Rande des grünen sonnenbeglänzten Waldes lagernd und diese prächtigen Früchte verzehrend, gewährten einen recht heitern Anblick.

Vor den Rindenhütten brennt fortwährend ein Feuer, und an diesem Feuer sitzen alte Weiber, grauhaarig und verschrumpft, mit dem Aussehen wahrer Hexen, die entweder in einem Kessel über dem Feuer rühren oder ihre magern Hände wärmen und sich so gern und so viel als möglich in Rauch einhüllen zu wollen scheinen. Die Kinder, welche in Gruppen um das Feuer sitzen oder auf dem Rasen herumspringen und Ball werfen, sind schön und lebhaft und haben prächtige dunkle Augen. Die jungen Frauen sind zuweilen schön geschmückt mit Armbändern und Halsbändern und haben verschiedene Verzierungen auf die Wangen gemalt. Man begegnet

auf dem Wege zur Stadt beſtändig Indianerinnen, die große Körbe mit Leuchtholzſpänen (Light-wood) auf dem Rücken tragen, welche ſie in der Stadt verkaufen. Dieſe Körbe werden mittels eines Riemens getragen, den ſie um die Stirn befeſtigen, wie die Indianerinnen in Minneſota. Die Männer ſind um dieſe Zeit des Jahres höher oben in den Gebirgsgegenden von Alabama auf der Jagd. Einige von ihnen, welche im Lager geblieben ſind, haben ſich jedoch zwiſchen einigen Bäumen einen Schirm von Laub und Zweigen gemacht, hinter welchem ſie ſich ankleiden, malen und putzen. Sie tragen Ringe in der Naſe und kleiden ſich ſehr prächtig. Einer von dieſen Indianern iſt ein ungewöhnlich ſchöner junger Mann, der ſein Haar in langen, über die Schultern fallenden Locken trägt. Einige junge Mädchen habe ich abgezeichnet. Sie ſehen recht voll und munter aus und gleichen in ihren Geſichtszügen Jüdinnen, welche etwas breite und platte Naſen haben.

Man rühmt die Treue und Zuverläſſigkeit dieſer Indianer. Weiter oben am Alabamafluſſe ſoll man noch eine ganze Menge Indianer im wilden Zuſtande finden. Und ein großer Theil des Staates Alabama iſt noch in wildem Zuſtande, ſowol ſeiner Natur als den Sitten ſeiner weißen Bewohner nach. Der Staat iſt noch jung, erhielt erſt im Jahre 1819 ſeine Verfaſſung und beſitzt das Inſtitut der Sklaverei, welches unter allen Einrichtungen den geiſtigen und materiellen Stillſtand am meiſten befördert. Die Sklavenkette feſſelt die weißen Herren ebenſo gut als die ſchwarzen Sklaven.

Auch Mobile hat ſeinen Sklavenmarkt, den ich beſucht habe. Aber ich fand daſelbſt blos einige übriggebliebene Mulattenmädchen, die abgeſpannt und gleichgültig ausſahen.

Im Theater bin ich mehrmals geweſen und habe mich durch die junge vielverſprechende Schauſpielerin Miß D** ſtets ergötzt und intereſſirt gefunden. Eines Abends

fand ich bei Mrs. Le Vert auch Miß D** und mehre Mitglieder der Schauspielergesellschaft. Sie erschienen mir als angenehme und gebildete Leute und die junge Miß D** war schöner in der Stube als auf der Bühne, und so sittsam in ihrem Anzuge und in ihrem Benehmen, wie irgend eine Puritanerin in Neuengland sein kann. Sie ist von ihrem Vater begleitet, oder vielmehr sie begleitet ihren Vater, der ebenfalls ein verdienstvoller Schauspieler ist.

Bei Mrs. Le Vert habe ich einen großen Theil der vornehmen Gesellschaft von Mobile gesehen, und schönere junge Frauenzimmer hat mein Auge noch nie erblickt. Einige derselben waren aus den nördlichen Staaten und verriethen das intelligente Leben, welches diesen Staaten vorzugsweise eigenthümlich ist. Und wiederum mußte ich denken, daß auf der ganzen Erde kaum etwas Anmuthigeres zu finden ist als die schöne und gebildete Amerikanerin.

Einiger älterer Herren, Beamte des Staates, erinnere ich mich ebenfalls mit Vergnügen; sie waren klar und verständig bei allen Fragen, beinahe auch bei der Frage über die Sklaverei. Und unter den jungen Herren muß ich mir das Vergnügen machen und dir meinen besonders guten Freund, den jungen talentvollen Dichter und dramatischen Schriftsteller Mr. Reynolds, vorstellen, der mich auf mancher Wanderung begleitet und mir durch sein gutes Herz und durch seine ungekünstelte Unterhaltung manche angenehme Stunde bereitet hat. Er hat einige Ereignisse aus der amerikanischen Geschichte dramatisch bearbeitet, und eins seiner Dramen, „Alfred und Inez oder die Belagerung von St.-Augustin", nehme ich von hier als Reiselectüre mit.

Zuletzt muß ich dir noch Etwas über meine liebe Freundin Mrs. Le Vert mittheilen. Ich komme zuletzt auf sie, weil sie sich in das Innerste meines Herzens eingeschlichen hat.

Wie angenehm iſt es, Jemand gern zu haben, Jemand zu lieben! Das weißt du, meine Agathe! Und es iſt wunderbar gekommen, daß dieſe ſchöne weltliche Frau, die ich als eine „Belle“ und als die ſchönſte Zierde des geſelligen Lebens überall, wohin ſie kam, ſchildern hörte, mir faſt ſo lieb wie eine junge Schweſter werden mußte. Aber das hat ſeinen Grund darin, daß ſie ſehr gut iſt, daß ſie ſehr viel gelitten hat und daß ſie unter ihrer weltlichen Außenſeite einen ungewöhnlich guten und reinen Verſtand und ein Herz beſitzt, welches lieben und alle Eitelkeit der Welt von ſich werfen kann, um Denen zu Willen zu ſein, welche ſie liebt. Und mit dieſer jungen Frau habe ich über Transſcendentaliſten und praktiſche Chriſten, über Heidenthum und Chriſtenthum geſprochen und ein Vergnügen darin gefunden, mit ihr zu ſprechen und vor ihr zu ſprechen, das ich kaum erwartet hatte. Unwillkürlich und ganz natürlich iſt es dahin zwiſchen uns gekommen, daß wir zuſammen ſo ſtehen, als ob wir uns von jeher gekannt hätten. Sie ſpricht, ich gäbe ihr die geiſtige Nahrung, die ſie bedürfe; und ſie gibt mir dafür ein Vergnügen, ein Wohlbehagen, das meinem Herzen Nahrung gewährt. Octavie Le Vert wird in meinem Herzen ſtets mit der Erinnerung an die lieblichſten Winde des Südens und deſſen Wohlgerüche, an das Grün der Magnolienwälder, an das friſche Brauſen des Mexicaniſchen Meerbuſens, an Sonne, Licht und Vogelgeſang in den Orangenhainen Mobiles verbunden bleiben.

Octavie iſt in Florida geboren und hat daſelbſt ihre Jugend zugebracht; ſie iſt von einem Kreis von Angehörigen umgeben, die ſie als ihren Augapfel zu betrachten ſcheinen. Und willſt du das Ideal eines Verhältniſſes zwiſchen der Gebieterin und ihrer Sklavin ſehen, ſo nimm du Octavie Le Vert und ihre geſcheidte und hübſche Mulattenſklavin Betſy betrachten. Betſy ſcheint wirklich nichts Anderes als für ihre Gebieterin Octavie zu

deren Haar jeden Tag „à la Marie Stuart“ zu ordnen und sie schön, heiter und bewundert zu sehen — das ist Betsy's Leben und Glück. Sie ist mit Octavie durch die Vereinigten Staaten gereist, und wenn sie auf dieses Capitel kommen und erzählen kann, wie reizend, wie bewundert, wie gefeiert ihre Gebieterin gewesen ist, dann ist Betsy in ihrem Element. — „Aber ach“ — setzt sie hinzu — „sie ist sich nicht mehr ähnlich. Früher hatte sie so schöne Rosen auf den Wangen — Sie hätten sie nur sehen sollen! — Nein, sie ist gar nicht mehr dieselbe seit ihrem Kummer!“ — Und dabei schwimmen Betsy's Augen in Thränen.

Trotz Betsy's hingebender Liebe und obgleich Octavie in ihrem und in ihrer Mutter Hause nur glückliche Sklaven sieht, gehört sie doch zu Denjenigen, deren gutes Herz und tüchtiger Verstand sich nicht verblenden lassen und Gutes und Böses verwechseln. Ernst und einfach spricht sie ihre Ueberzeugung aus, wann und wo es auch sei, daß „slavery is a curse.“ Und wir stehen über diesen Gegenstand in vollkommener Harmonie miteinander.

Octavie Le Vert und ich haben beschlossen, gemeinschaftlich nach Cuba reisen zu wollen. Wir reisen deshalb morgen nach Neuorleans, um am Morgen des 14. Januar zeitig an Bord des Dampfschiffes „Pacific“ zu kommen, welches an diesem Tage nach Cuba abgeht. Die Palmen auf Cuba sollen Octaviens verweintes Gesicht fächeln und neue Rosen auf ihren Wangen hervorrufen. Ihre schönen lieben Augen werden neuen Glanz empfangen, indem sie sich dort zu dem wolkenlosen Himmel erheben. Und ich werde dort in Ruhe mit ihr von Demjenigen sprechen, was sie glücklich und heiterer als früher machen soll, wenn ich ihr nicht mehr nahe bin. Das ist mein Traum, meine Hoffnung!

Und nun, bevor ich Alabama verlasse und von dieser schönen Stadt scheide, in der ich so viel Gutes genossen habe, will ich dir noch sagen, daß Alabama ein Baum-

wolle erzeugender Staat ist, im Süden Plantagen, Sandhaiden und bedeutende Tannenwälder und im Norden schönes Hochland — das Alleghanygebirge zieht sich dahin und verläuft sich dort — und Prairien hat. Man rühmt die Scenerie längs seiner schiffbaren Flüsse, namentlich des Mobileflusses, der hinauf nach Montgomery, der politischen Hauptstadt dieses Staates, führt. Und ich bin sehr in Versuchung gewesen, eine Reise dahin zu machen. Aber die Zeit, die Zeit!

Eisenbahnen, Dampfschiffe, Schulen, Akademien haben in den letzten Jahren angefangen, Licht und frisches Leben in dem Sklavenstaat zu verbreiten, dessen weiße Bewohnerinnen hier und da noch die Sitte haben sollen, einen höhern Lebensgenuß dadurch zu suchen, daß sie ihr Zahnfleisch mit starkem Schnupftaback reiben und dadurch eine Art von Rausch erzeugen, der die Gefühle sehr aufregt und damit die Unterhaltung belebt.

Movillas reizende Damen, die ich gesehen habe, müssen sich zu den Schnupfenden, die ich nicht gesehen habe, verhalten wie Magnoliablüten zu Bolmörtens Blumen.

Adieu, schönes, freundliches Mobile!

Adieu, meine Agathe, meine schwesterliche Freundin! Das nächste mal mehr von Cuba aus!

Neuorleans, 15. Jan.

Ach nein! Diesmal wurde nichts aus der Reise nach Cuba! Die Abreise von Mobile begann unter den glücklichsten Auspicien. Octavie war heiter und voller Hoffnung. Zum ersten mal seit ihrem großen schmerzlichen Verlust sollte sie ihre Heimat verlassen und neue Gegenstände sehen. Sie war froh, bei mir zu sein, und ich war froh, bei ihr zu sein. Der gute Doctor Le Vert

hatte ſeiner kleinen Frau eine hübſche Summe Geld geſchenkt, damit ſie ſich in Cuba recht vergnügt machen könnte. Octaviens alte Mutter und ihre beiden kleinen allerliebſten Mädchen nahmen Abſchied mit Liebe und in der Hoffnung, ſie glücklich wiederkommen zu ſehen. Betſy war auch dabei, denn Betſy ſpricht ſpaniſch faſt ebenſo gut wie Octavie, und die Letztere kann Betſy nicht entbehren und Betſy kann ohne Octavie nicht leben. Betſy war voll frohen Eifers und ſorgte raſch und flink für alle Reiſebedürfniſſe.

Wir begaben uns an Bord und die Morgenſonne ging herrlich über dem Lake Pontchartrain auf. Wir fuhren den ganzen Tag in Ruhe und Sonnenlicht. In Octaviens geräumiger Kajüte (ich bitte um Entſchuldigung, „Staatszimmer" ſollte ich ſie nennen) ſaßen wir zwiſchen Blumenbouquets am offenen Fenſter und tranken die balſamiſche Luft, indem wir laut vorlaſen oder uns ſtill unterhielten — innerlich und trefflich. Am Abend war herrlicher Mondſchein. Wir ſaßen auf dem Verdeck. Einige Herren leiſteten uns Geſellſchaft, ſtellten ſich uns vor oder wurden uns von Andern vorgeſtellt und bildeten bald einen Kreis um Octavien, deren natürliche, leichte und angenehme Unterhaltungsgabe ſtets eine feſſelnde Gewalt ausübt. Spät gingen wir zu Bett. Mitten in der Nacht bemerkte ich, daß wir plötzlich in unſerer Fahrt anhielten. Ich ſtand auf und blickte durch das Fenſter. Der Mond leuchtete hell über dem ſpiegelklaren See. Und wir — ſaßen auf dem Grunde feſt. Es war Nachts um ein Uhr. Am folgenden Morgen um ſechs Uhr ſollten wir in Neuorleans ſein, um Schlag neun Uhr am Bord des „Pacific" zu ſein. Das war unſer Plan. Aber wir blieben auf dem Grunde ſitzen bis um ein Uhr des folgenden Tages, als die Flut kam und uns losmachte. Wir hatten auf einer Sandbank feſtgeſeſſen.

Dieſer Tag wurde ebenſo ſchön wie der vorhergehende,

und da gewiſſe dunkle Ahnungen, daß wir kein Mittag-eſſen würden bekommen können, durch die Bemühungen einiger Herren (die ſich ans Land rudern ließen, um Eßvorräthe zu holen) zerſtreut wurden und darauf ein äußerſt delicates und reichliches Mittagsmahl folgte, ſo hatte unſer kleiner Unfall nichts Unangenehmes, außer daß unſere Reiſe nach Cuba auf unbeſtimmte Zeit verſchoben worden iſt und daß ich wahrſcheinlich ohne Octavie, die nicht ſo lange aus ihrer Heimat wegbleiben kann, dahin reiſen muß.

Erſt um zehn Uhr Abends kamen wir ans Land. Kein Eiſenbahnzug war zur Hand, um uns nach Neuorleans zu bringen. Ein Expreſſer wurde dahin abgeſchickt; die beſonnene Betſy ſorgte für unſer Gepäck und brachte Alles in Ordnung; und zwei Herren boten ſich mit echt anglo-amerikaniſcher Ritterlichkeit uns als Cavaliere an und führten uns in ein Landhaus nahe bei der Eiſenbahn, wo die Herrſchaft nicht zu Hauſe war, wo aber in einem großen Saal Feuer für uns gemacht wurde.

Es war eine wunderſchöne Nacht. Rings um das Haus war ein großer Garten voll von halbtropiſchen palmenartigen Gewächſen, die ich noch nicht geſehen hatte. Ich verbrachte den größern Theil der Zeit vor Mitternacht damit, daß ich zwiſchen den ſchönen ſeltſamen Gewächſen herumirrte, die noch ſchöner und ſeltſamer durch den Mondſchein wurden, der ſein geheimnißvolles Licht über ſie warf.

Unſere artigen Herren, die unterdeſſen einen Wagen beſtellt hatten, brachten uns endlich wohlbehalten und glücklich nach Neuorleans. Um ein Uhr kamen wir in St.-Charleshôtel an. Es war übervoll. Endlich erhielten wir Zimmer vier Treppen hoch. Als ich in Octaviens Zimmer kam, fand ich ſie in Thränen gebadet mit dem Kopfe auf einem Stuhl liegend und Betſy ganz beſtürzt mitten in der Stube vor ihrer Gebieterin ſtehend

— „Es war in dieſem Zimmer" — flüſterte mir Betſy zu — „in welchem ſie (ſie warf einen Blick auf Octavie) vor zwei Jahren mit den beiden kleinen Mädchen wohnte und ſie zu einem Kinderball ankleidete."

Ich hob den Kopf der weinenden Octavie ſanft empor. Sie fragte blos: — „Wollen Sie das Zimmer mit mir wechſeln?"

— „Mehr als gern" — war meine Antwort.

Betſy und ich brachten Octavie in mein Zimmer und ich verließ ſie daſelbſt nicht eher, als bis ich ſie ein wenig ruhiger ſah.

Unſere Zimmer waren faſt unter dem Dache. Ich konnte nicht unterlaſſen, mit den Augen die Entfernung von meinem Fenſter bis hinunter in den Hof zu meſſen und dabei an den Sprung zu denken, den ich würde machen müſſen, falls Feuer im Hôtel während der Nacht herauskäme. Denn auf eine Feuersbrunſt muß man in den großen Städten Amerikas ſtets gefaßt ſein. Ich kam dabei zu der Ueberzeugung, daß dieſer Sprung mein — allerletzter ſein würde.

Ich fühlte mich heiter und dankbar, als ich mich am nächſten Morgen ganz friſch und wohlbehalten in meinem Bett fand. Meine arme Octavie fand ich ganz verweint; aber ich nahm ſo zärtlich an ihrem Schmerz Theil, daß es mir gelang, ſie durch meine Zärtlichkeit von den Bildern des Todes und der Vergänglichkeit abzuziehen.

Heute Nachmittag werde ich ſie verlaſſen, um in eine Privatwohnung überzuſiedeln, die mir von einer jungen Miß W** aus Maſſachuſetts im Namen ihrer Couſine angeboten worden iſt. Ihre Perſönlichkeit hatte ebenſo wie die Art und Weiſe ihrer Einladung etwas ſo Einnehmendes für mich, daß ich mich ſogleich geneigt fühlte, die Einladung anzunehmen, und demgemäß ein halbes Verſprechen abgab. Dies geſchah, ehe ich nach Mobile abreiſte. Heute Vormittag war Miß W** hier

und ſagte zu mir mit ihrem feinen, etwas ſchelmiſche Lächeln und ihrem ſtillen beſtimmten Weſen:

— „Miß Bremer, ich glaube ein Recht zu haben Sie zu fragen, warum Sie hier wohnen?“

Ich mußte verſprechen, mich an dieſem Nachmittag nach „Annunciation Street“ und in Mr. Cook's Haus abholen zu laſſen. Miß W** beſeitigte alle meine „Wenn“ und „Aber“. Sie iſt in Beziehung auf Willensfeſtigkeit ein echter Abkömmling der Pilger und hat dazu eine Anmuth, welche ſie unwiderſtehlich macht.

Hier befinde ich mich wieder mitten unter Freunden Mr. Harriſon, Mr. und Mrs. Geddes, mit denen ich in einer Stunde auf eine Straße fahren ſoll, die aus Auſterſchalen beſteht, eine ſchwediſche Meile lang iſt und ſich längs der Seeküſte hinzieht. Sie gehört zu den Merkwürdigkeiten von Neuorleans. Mr. Geddes iſt in Cincinnati wohnhaft, macht aber Geſchäfte in Neuorleans und ſeine Frau und ſeine beiden Knaben, zwei prächtige Jungen (der jüngſte von ihnen iſt noch ganz klein), und deren Wärterin, eine dicke, gemüthliche Negerin, frei, aber durch die Seidenbande der Zuneigung ſtärker als durch die eiſernen Ketten der Sklaverei an ſie gebunden, wohnen mit ihm während der Wintermonate hier in ſeinem Hôtel. Viele Familien wohnen auf dieſe Weiſe einige Monate hindurch in hieſigen Hôtels. Auch manches junge Paar logirt ſich während der erſten Monate ſeiner Ehe auf dieſe Weiſe hier ein. Allein dies geſchieht wenige aus Neigung für das Leben in einem Hôtel, als viel mehr deshalb, weil es in Amerika ſo koſtſpielig iſt, ein eigenes Haus zu bewohnen; denn in der Regel will jede Familie ein eigenes Haus für ſich allein haben. Und junge Liebende wollen gewöhnlich nicht ſo lange warten mit der Heirath, bis ſie vermögend genug geworden ſind „to keep house“, wie es heißt. Indeſſen iſt ein eigenes Haus das Ziel, nach dem ſie ſtreben. Ich habe viele Frauen über die Leere und Langeweile eines ſolchen L

bens im Hôtel klagen und den Einfluß dieſes Lebens auf junge Mädchen tadeln hören, weil die Letztern dort allzuzuviel Verſuchungen haben, blos für Vergnügungen, Liebeleien und Eitelkeiten zu leben.

Später.

Nun habe ich Octavien wieder als „Belle“ (wiewol bleich und mit rothgeweinten Augen) in großer Parüre, in einem ſchwarzen ſeidenen Kleid (das ich ſeiner zahlreichen Falbeln und Verzierungen halber Juca gloriosa nenne), vor einem kleinen Hof von Herren, „faire la belle conversation“ in einem von den ſchönen Zimmern des Hôtels geſehen. Freunde und Bewunderer werden Octavie hier bald munter machen. Und ich kann ſie getroſt verlaſſen und mit meiner liebenswürdigen Nordamerikanerin in eine ſtillere Wohnung ziehen.

Octavie iſt eine Roſe, Anne W** iſt ein Diamant, Mrs. Geddes eine echte Perle.

Annunciation-Street, 19. Jan.

Mein liebes Herz! — — —

20. Jan.

Ich begann die vorhergehende Zeile am zweiten Tage nach meinem Einzuge in dieſes ruhige Haus, das zwei jungen Gatten zugehört, ſanften und ſtillen Leuten, die ganz allein für ſich gegenſeitig und für ihre beiden kleinen Kinder, von denen das jüngſte noch ein Baby iſt, das jetzt erſt ſeinen kleinen Roſenmund zu öffnen, zu lächeln und zu plaudern beginnt, zu leben ſcheinen. Es war das allerſchönſte Wetter am Nachmittag und Abend des Tages, an welchem ich dahin reiſte. Ich kann die Lieblichkeit der Luft, die Durchſichtigkeit des Himmels, die entzückende Schönheit der Sonne und der Wolken,

des Mondes und der Sterne an diesem Tage und an diesem Abend nicht beschreiben, da Leben, Sehen und Athmen genügte, um das Leben vollständig zu fühlen. Miß W** und ich saßen draußen auf der Piazza, rings von Magnoliabäumen und Oleander umgeben, und schwelgten im Genuß. Die hohe Aloe, Juca gloriosa und mehre seltene Bäume und Gewächse glänzten mit schönem Grün von den kleinen Rasenplätzen um das schöne Haus auf dieser ländlich stillen Straße. Ich genoß übrigens noch außerdem ihre Unterhaltung, sowie ihre frische eigenthümliche, vollkommen selbständige und innige Weise, zu fühlen und zu urtheilen. Ich fühlte das gebundene Feuer wieder, das ich in ihren klaren dunkelbraunen Augen warm und still sich entzünden gesehen hatte. Es erwärmte mich. Wir sprachen von „Jane Eyre", und zum ersten mal hörte ich Jemand offen meinen heimlichen Wunsch in Bezug auf das Verhältniß Jane's zu Rochester aussprechen. Ich liebe eine Tugend, die über der conventionellen Moral steht und etwas Besseres weiß, als — tadelfrei zu sein.

Aber ich wollte dir mittheilen, wodurch mein Schreiben am gestrigen Tage unterbrochen wurde. Nun, anfangs durch die Kälte, dann durch — — das Feuer! Am Tage nach diesem schönen Sommertage war nämlich häßliches Wetter und eine Kälte, die mir Leib und Seele erschütterte und mich so reizbar und verstimmt machte, daß ich — — meinem Schicksal dankte, keine Sklavinnen zu haben, auf welche ich meine schlechte Laune hätte werfen können. Ich habe früher nie und namentlich nicht eher als hier (in Amerika) die Gewalt körperlicher Empfindungen über das Gemüth verstanden. Gott bewahre die Sklavenbesitzer und die Sklaven in diesem abwechselnden Klima, dessen durchdringende Luft Körper und Geist je nach ihrer Temperatur vibriren läßt.

Nun wohl! Also ich fror, aber ich bekam Feuer in mein großes, schönes Zimmer. Oktavie Le Vert kam

und Mrs. Geddes kam, denn ich hatte angefangen, ihre Köpfe in mein Album zu zeichnen, und sie sollten mir Beide sitzen.

Ich fand einen Genuß darin, diese beiden liebenswürdigen Frauenzimmer zu betrachten und zu zeichnen, Mrs. Geddes' edles ernstes regelmäßiges Profil und Octavie Le Vert's kindlich rundes und pikantes Gesicht mit seiner kleinen Stupnase — die der Nase Kleopatra's ähnlich ist, wie ich vermuthe — und mit ihrem phantastischen Haarputz, von Betsy's Händen kunstvoll gefertigt. Es war vortrefflich. Mrs. Geddes saß vor dem Kaminfeuer, Octavie vor mir und wir unterhielten uns angelegentlich und heiter über — — — die Liebe, als ein Bote an die Erstere kam, den ihr Mann abgeschickt hatte, um ihre Schlüssel holen zu lassen. St.-Charleshôtel stand in Flammen.

Mrs. Geddes hatte nun keine Ruhe zum Dableiben. Sie wußte ihren Mann und ihre Kinder in dem brennenden Hôtel und eilte dahin.

Octavie Le Vert hatte, ehe sie zu mir kam, Betsy Erlaubniß zum Ausgehen gegeben und die Thür ihres Zimmers verschlossen. Es war Niemand im Hôtel, der über ihre Sachen Rechenschaft zu geben vermochte. Ihre schöne Garderobe, ihr Secretär mit Nippes und mehren hundert Dollars in baarem Gelde, zur Bestreitung der Reisekosten nach Cuba bestimmt, Alles — — — war vermuthlich ein Raub der Flammen geworden.

— „Oh, das ist ganz gewiß. Es wird Alles zusammen verbrannt sein!" — sagte Octavie, indem sie mit unvergleichlicher Ruhe vor mir saß. Das Herz, welches von den Stichen des tiefsten Kummers geblutet hatte, konnte nicht vor Unruhe über den Verlust irdischer Güter schlagen; das erkannte ich deutlich, während Octavie ganz ruhig aufzählte, was in ihrem Zimmer eingeschlossen und demnach jedenfalls verbrannt war. Sie erzählte mir, daß sie schon zeitig an diesem Morgen eine

Menge ſchwarzen Rauch unter ihrem Bette habe hervordringen ſehen. Sie hatte Lärm gemacht und den Wirth des Hôtels davon in Kenntniß ſetzen laſſen. Allein dieſer ließ ihr antworten, daß keine Gefahr zu befürchten, ſondern der Rauch durch eine mangelhafte Schornſteinröhre gedrungen ſei und Alles bald wieder in Ordnung ſein werde. Nach einiger Zeit verminderte ſich auch der Rauch in ihrem Zimmer, war aber, als Octavie das Hôtel verließ, noch nicht gänzlich verſchwunden.

Ich hatte ſo viel von Betſy's Entſchloſſenheit und von Liebe zu ihrer Gebieterin geſehen, daß ich nicht unterlaſſen konnte, auch bei dieſer Gelegenheit auf ihren Beiſtand zu hoffen.

— „Sie wird ſehr bald Nachricht von dieſer Feuersbrunſt erhalten" — ſagte ich — „und dann eilt ſie gewiß ſogleich auf die Feuerſtätte und wird dort ein Mittel finden, Ihre Sachen zu retten."

— „Sie wird nicht dazu kommen können" — entgegnete mir Octavie — „denn ſie iſt zu einer Freundin gegangen, die weit drinnen in der Stadt wohnt. Das Hôtel iſt ein hölzernes Gebäude und das Feuer wird daſſelbe in wenigen Stunden verzehrt haben; außerdem iſt das Feuer in der Nähe meines Zimmers ausgebrochen. Nein, alle dieſe Sachen werden verbrannt ſein!"

Allein dieſer Verluſt war für Octavie wie nichts. Unruhiger war ſie über die Unruhe ihres Mannes und ihrer Mutter, falls dieſe von dieſem Vorfall hören ſollten, bevor ſie ihnen darüber ſchreiben könnte.

Inzwiſchen wurde uns die Zeit lang, ehe wir Nachrichten von Betſy oder von St.-Charles erhielten, und Octavie entſchloß ſich, zu einer ihrer Freundinnen zu gehen, die in der Nähe des großen Hôtels wohnte, um dort etwas Näheres über den Brand zu erfahren und von da, wenn es möglich wäre, ſich auf die Feuerſtelle fahren zu laſſen.

Sie war ungefähr ſeit einer Stunde fort, als man

an der Gartenthür nach der Straße zu heftig klingelte. Ich erkannte Betsy und eilte hinunter, um mit ihr zu sprechen.

— „Wie steht es, Betsy?“ — rief ich ihr entgegen.

— „Alles gut! (All save!)“ — gab sie mir zur Antwort, athemlos, sodaß sie kaum zu sprechen im Stande war, aber mit strahlendem Angesicht. — „Ich habe das Geld bei mir!“ — Dabei legte sie ihre Hand auf die Brust. — „Aber wo ist denn meine Missis?“

— „Ich glaube, sie ist nach St.-Charles gefahren“ — sagte ich.

— „Es gibt kein St.-Charles mehr“ — versetzte Betsy. — „Das ganze Hôtel ist niedergebrannt.“

So war es auch. In einer Zeit von weniger als drei Stunden war das ganze prächtige Gebäude in Asche gelegt worden und seine Bevölkerung von fast vierhundert Personen befand sich ohne Obdach.

Ich ging mit Betsy aus, um Mrs. Le Vert aufzusuchen. Unterwegs erzählte mir das treue Mädchen, wie das Gerücht von der Feuersbrunst zu ihr gedrungen, wie sie sofort nach dem Hôtel geeilt war, wie dort ein Herr, ein Freund von Mrs. Le Vert, die Thür ihres Zimmers aufgebrochen und mit Betsy gemeinschaftlich alle Sachen Octaviens gerettet hatte. Auch nicht das Mindeste war verloren gegangen.

Betsy erzählte mir weiter, wie sehr sie an ihrer Gebieterin hing. Sie hatte schon mehr als einmal Gelegenheit gehabt, sich zu verheirathen, und noch gegenwärtig war im Norden ein freier Mann, der sie gern zur Frau haben wollte; allein sie vermochte sich nicht an den Gedanken zu gewöhnen, Mrs. Le Vert zu verlassen. Sie hatte dieselbe so sehr lieb und war willens, sich nie von ihr zu trennen.

Als wir an das Haus kamen, in welchem die Freundin von Mrs. Le Vert wohnte, erfuhren wir, daß Octavie von da in ein kleines Hôtel in der Nähe von St.-

Charles abgeholt worden war; Betsy eilte sogleich dahin, um ihre Gebieterin aufzusuchen.

Mit dem Gedanken an Mrs. Geddes ging ich nun an die Brandstelle und hoffte, daselbst etwas von ihr zu hören. Ich war sehr glücklich, als ich ihren ältesten Sohn dort traf und von diesem erfuhr, daß sie selbst, ihr Gatte und ihr kleiner Knabe in dem Hause eines Freundes ein Stück davon wohl geborgen waren.

Ich ging nahe bei St.-Charles vorüber und sah, daß daselbst gegenwärtig nur noch eine kleine Anzahl von Menschen mit dem Feuer beschäftigt waren. Sie hatten ihr Werk gethan und die Flammen verzehrten nun die untern Theile der schönen Säulenreihen und züngelten an den Ueberbleibseln des untern Stockwerks. Die brennenden Trümmer gewährten einen sehr malerischen Anblick und auf dem Platze vor denselben zeigte sich keine Spur von Unordnung und Verwirrung. Alles war bereits geborgen und geordnet, Alles war still. Das war ungefähr vier Stunden nach dem Ausbruche des Brandes. Und heute habe ich gehört, daß bereits eine Subscription im Gange ist, um ein neues St.-Charles zu bauen. Amerikanische Ausführung!

Einige Personen sind bei dem Brand beschädigt worden und mehre haben ihre Sachen verloren. Das Feuer ist dicht bei Octaviens Zimmer, welches ganz nahe an dem meinigen lag, ausgebrochen. Welch ein Glück, daß das Feuer nicht während der Nacht ausbrach!

Ich grämе mich nicht um St.-Charles. Es war ein theures, ungemüthliches, kostspieliges Hôtel, wie mir schien, und verdiente seinen Tod. Für den Aufenthalt einer Nacht und eines halben Tages daselbst in einem dunkeln Zimmer vier Treppen hoch mußte ich fünf und einen Viertel Dollar (eilf Thaler Reichsgeld) bezahlen. Aber Louisiana ist eine sehr theure Gegend, die theuerste in den Vereinigten Staaten.

In der Zeit vom 20—27. Jan.

Stille Tage, stilles Leben, unangenehmes Wetter. Seit dem Tage, an welchem ich zuletzt an dich schrieb und an welchem sich das Wetter von der Wärme zur bittern Kälte wandte, hat es unaufhörlich und mit einer Ausdauer geregnet und gestürmt, die ich früher in dem Grade noch nicht gekannt habe. Kein blaues Fleckchen, kein Sonnenstrahl am Himmel; fortwährend Nebel, Schlackerwetter und nasse Kälte. Erst heute hat sich das Wetter ein wenig aufgeklärt und scheint wieder hübsch werden zu wollen. Viele Ausflüge in und außerhalb der Stadt sind mir durch dieses Wetter vereitelt worden. Aber wie dankbar bin ich nicht während dieser Zeit für meine ruhige und behagliche Wohnung gewesen!

Mr. und Mrs. Cook sind freundliche, sanfte, sehr stille Leute, in deren Hause das Wohlbehagen und die Ordnung herrscht, welche die amerikanischen Häuser auszeichnen. Anne W** ist voller Leben und voll von stillem Feuer (bei ihr gebunden wie das Feuer im Diamant), ein denkendes und interessantes Wesen, das mir durch seinen originellen Charakter und durch sein Vorlesen am Abend großes Vergnügen gewährt hat. So bin ich durch sie mit einigen englischen Dichtern bekannt geworden, die mir bisher fast unbekannt waren. Es war ein großer Genuß für mich, Shelly's großartiges Gedicht „Prometheus unbound" von ihr vorlesen zu hören, ein Gedicht, welches zu den herrlichsten dichterischen Erzeugnissen unserer Zeit gehören würde, wenn sein Ende seinem Anfange entspräche. Allein das Ende scheitert an einer dürftigen Moral. So habe ich auch einen Genuß darin gefunden, sie J. Browning's Gedichte und dramatische Erzeugnisse und einige Sachen von Elisabeth Barrets (gegenwärtig Browning's Gattin) vorlesen zu hören. Browning ist nicht groß als Künstler. Man vermißt Stärke und Zusammenhang in der Composition. Aber

etwas auffallend Großartiges und Reines in dem Gefühl und in der Denkart erheitert und erwärmt das Herz. Es weht ein Geist von edelm und frischem Heldenmuthe durch seine Gesänge. Man fühlt sich dadurch erfrischt wie durch den Hauch eines göttlichen Lebens.

Eines Abends war ich bei Mr. Harrison's Freunden, Mr. und Mrs. Day, und hörte daselbst gute Musik, von einigen Musikliebhabern und Liebhaberinnen aus den nördlichen Staaten vortrefflich ausgeführt. An einem andern Abend hörte ich in der Oper Meyerbeer's „Propheten". Dieses Stück ist im Grunde dürftig und unpoetisch, gewährt aber ein prächtiges Schauspiel für die Augen, und die Meyerbeer'sche Musik hat bei all' ihrem Lärm mehre dramatische charakterschöne Stücke. Mrs. Day als Mutter des Propheten spielte und sang edel und schön. Der Prophet war eine langweilige Figur und nicht weniger langweilig war seine Geliebte. Wenn das Stück, anstatt sich auf eine armselige Liebesintrigue zu gründen, sich lediglich an den religiösen Fanatismus und an den geistlichen Uebermuth, den wir bei dem historischen Propheten Johann von Leyden finden, gehalten hätte, so würde die Oper wahres Interesse haben. Aber so, wie sie ist, gab sie den Gedanken keine Nahrung und griff mit ihren fortwährenden Knalleffecten meine Nerven dermaßen an, daß ich kaum meine Augen offen erhalten konnte. Die letzte Scene war außerordentlich prachtvoll und ermunterte mich wieder ein wenig. Der Anblick der weißgekleideten schönen jungen Creolinnen auf dem Amphitheater und in den Logen erfreute meine Augen wie sonst. Aber ich entdeckte bald weiß geschminkte Nasen auf den Gesichtern einiger ältlichen Damen.

Schulen und milde Stiftungen habe ich in Folge empfangener Einladungen ebenfalls besucht.

Neuorleans ist in drei Municipalitäten eingetheilt. Die Schulen haben seit einigen Jahren in Bezug auf den Unterricht große Verbesserungen erfahren und dem-

zufolge einen großen Aufſchwung genommen. Lehrer und Lehrerinnen kommen aus den nördlichen Staaten hierher. Und wohin ſie kommen, bringen ſie das energiſche erziehende Leben mit ſich, welches dieſe Staaten auszeichnet. Eine Lehrerin an den Schulen zu Neuorleans kann einen Gehalt bis zu tauſend Dollars haben. Aber ihr „vivre“ iſt drei mal theurer hier, als in allen andern Staaten der Union.

In den großen Knabenſchulen hörte ich die Knaben wacker ihr Vaterland als

„The land of the brave, and the land of the free“

beſingen.

Und dies wurde in einem Sklavenſtaat geſungen, ohne eine Ahnung von der Parodie, welche darin liegt.

So wird ſchon von Kindheit auf durch die Sklaverei das natürliche Gerechtigkeitsgefühl und der reine Blick der Jugend verfälſcht.

Und dies wirkt nicht blos auf den Wahrheitsſinn der Kinder nachtheilig, ſodaß ſie die Lüge nicht ſehen, ſondern auch auf ihr Herz und auf ihren Charakter. Eine edle Frau in Neuorleans, die ſeit mehren Jahren daſelbſt wohnt, hat mir viel erzählt von dem unglücklichen Einfluß der Sklaverei auf die Kindererziehung und von deren Wirkung, die Gemüther der Kinder unbändig und wild zu machen. Das Kind, von der Wiege an von Sklaven umgeben, gewöhnt ſich daran, dieſen Befehle zu ertheilen, ſeinen Launen gehorcht und eine Weigerung mit — zuweilen ſehr grauſamen — Strafen belegt zu ſehen. Daher rührt die Heftigkeit der Gemüthsart, daher rühren die wilden blutigen Scenen, die in den Sklavenſtaaten ſo gewöhnlich ſind.

Und wie kann das anders ſein? — Auch ich habe hier einige Beiſpiele von dem Benehmen der Kinder gegen Sklaven geſehen, durch welche bewieſen wird, wie ſehr das Inſtitut der Sklaverei den angeborenen despotiſchen Sinn des Menſchen ſchon bei dem Kinde entwickelt.

In einer Schule für junge Mädchen mußte ich wirklich die Fähigkeit der Schülerinnen bewundern, geistige salto mortales zu machen.

Bei dem Examen, welches die Oberlehrerin mit ihnen anstellte und welches sie mit bemerkenswerther Geschicklichkeit bestanden, wurden die Fragen ungefähr in folgender Reihenfolge vorgelegt:

— „Woher kommt der Schnee? — Wie groß ist die Kriegsmacht des Kaisers von Rußland? — Wo liegt Lappland? — Wer war Napoleon? — Was ist der Salpeter? — Wie weit ist die Erde von der Sonne entfernt? — Wann lebte Shakspeare? — Wann starb Washington? — Wie groß ist die Anzahl der Einwohner in Frankreich? — Was ist der Mond?" u. s. w.

Die Mädchen antworteten im Chorus sehr rasch und meistentheils richtig auf diese Fragen. Das ganze Examen war für mich eine Reihe von Ueberraschungen und ich muß mich über die Art von Ordnung wundern, die in ihren jungen Seelen durch den Mischmasch von Schnee, Rußlands Kriegsmacht, Lappland, Napoleon, Salpeter, Washington, Shakspeare, Frankreichs Bevölkerung, Sonne und Mond u. s. w. entstehen mag.

Ich muß dir nun über einen echten afrikanischen tornado berichten, dem ich mit Anne W** am verwichenen Sonntag Nachmittag beiwohnte. Er war in der afrikanischen Kirche. Denn auch hier, in der fröhlichen leichtsinnigen Stadt Neuorleans, hat der Geist des Christenthums sein Werk eines neuen Lebens begonnen. Man hat Sonntagsschulen für die Negerkinder, in denen sie Unterricht über den Erlöser empfangen, und die Negersklaven dürfen ihren Gottesdienst in ihrer eigenen Kirche halten.

Wir kamen zu spät, um die Predigt in der afrikanischen Kirche zu hören, die wir besuchten. Aber nach dem Schlusse des Gottesdienstes fand ein sogenanntes „Classmeeting" statt. Ich weiß nicht, ob ich dir schon

mitgetheilt habe, daß die Methodisten in ihrer Gemeinde gewisse Abtheilungen oder Classen bilden, deren jede ihren Führer oder Ermahner („Exhorter") hat. Bei den Classenversammlungen gehen diese Exhorters bei denjenigen Mitgliedern ihrer Classe herum, von denen sie glauben, daß sie Trost oder Aufmunterung bedürfen, und sprechen laut oder leise zu ihnen, empfangen ihre Bekenntnisse, ertheilen ihnen Rath u. s. w. Ich hatte einer solchen Classenversammlung in einer Negerkirche in Washington beigewohnt und wußte deshalb schon ungefähr, was wir zu erwarten hatten. Meine Erwartung eines großen Schauspiels wurde jedoch hier noch übertroffen. Wir waren hier der tropischen Sonne näher als in Washington.

Die Ermahner gingen herum und begannen hier und da zu dem Volke auf den Bänken zu reden. Aber kaum hatten sie eine Weile gesprochen, so kam die Person, zu welcher sie sprachen, in einen aufgeregten Zustand, begann lauter und heftiger als der Ermahner zu sprechen und überschrie denselben. Namentlich war ein Ermahner darunter, dessen schwarzes gutmüthiges Gesicht so sehr von innerm Lichte, von Güte und Freude erglänzte, daß es eine wahre Lust war, ihn zu sehen und ihn auch zu hören; denn obgleich seine Ausdrücke ziemlich dieselben waren, so bestanden sie doch aus christlichen Kernworten und wurden mit so viel Herzlichkeit ausgesprochen, daß sie mit belebender Kraft zum Herzen dringen mußten. Zuweilen mochte sein Concept zu Ende sein und dann stand er eine Weile sinnend und gleichsam suchend da; darauf begann er wieder mit Dem, was er soeben erst gesagt hatte, aber es klang stets warm und treu, und er selbst sah aus wie ein belebender Sonnenschein. Es war aber auch nur die freudige Botschaft des Christenthums, die er predigte:

— „Halte fest an Christus! Er ist der Herr! Er allein ist der Mächtige! Er wird helfen. Er wird Alles

wohl machen. Glaube an ihn, meine Schweſter, mein Bruder. Rufe ihn an! Ja — ja — — — halte feſt an Chriſtus; er iſt der Herr!" u. ſ. w.

Allmälig nahm das Geräuſch in der Kirche zu und wurde zu einem Sturm von Stimmen und Ausrufungen. Man hörte rufen: — „Ja, komm Herr Jeſus! Komm, o komm! O glory!" — Und dabei ſprangen die Rufenden mit einer Heftigkeit in die Höhe wie Korke aus den Flaſchen, indem ſie mit den Armen in der Luft herum fochten und die Taſchentücher ſchwangen, als ob ſie Etwas herabholen wollten, dabei aber fortwährend riefen: — „Komm, o komm!" — Die Springenden drehten ſich in Sprüngen auf eine korkzieherartige Weiſe um ſich ſelbſt und waren augenſcheinlich in einem convulſiviſchen Zuſtande. Einige von ihnen fielen um und rollten ſich unter lauten Ausrufungen und Seufzern auf dem Boden hin und her.

Ich ſah unſern tropiſchen Exhorter (den Mann mit dem Sonnenſcheingeſicht) mit einem jungen Neger ſprechen, der eine krumme Naſe und Augen hatte, die übers Kreuz ſahen. Bald fing auch dieſer Neger an zu ſprechen und zu predigen und mitten im Sprechen ſprang er plötzlich hoch in die Luft und hüpfte mit unglaublicher Elaſticität auf und nieder. Wohin man in der Kirche blickte, ſah man Jemand in die Höhe ſpringen und in der Luft herum fechten. Die ganze Kirche ſchien in ein wirkliches Bedlam verwandelt zu ſein und das Lärmen und Geſchrei, welches darin herrſchte, war in der That entſetzlich. Aber die Exhorters gingen vergnügt und mit ſtrahlenden Geſichtern herum, als wenn ſie in ihrem wahren Element wären und als ob Alles ſo ginge, wie es gehen ſollte.

Unſer gemüthlicher Exhorter hatte eine Weile mit einer großen ſchönen Mulattin vor uns geſprochen und nachdem er ihr vorgepredigt hatte, begann ſie ihrerſeits ihm vorzupredigen. Beide ſprachen gleichzeitig mit ſicht-

barem Enthusiasmus, bis sie plötzlich auch beweglich wurde und mit solcher Heftigkeit in die Höhe sprang, daß drei andere Frauen sie am Rocke ergriffen, als ob sie dieselbe auf der Erde zurückhalten wollten. Zwei von den Frauen lachten im Stillen, während sie fortfuhren, sie zu halten, und während die Erstere fortfuhr, in die Höhe zu springen und mit den Armen um sich zu schlagen. Endlich fiel sie um und wälzte sich mit convulsivischen Zuckungen auf der Erde. Dann stand sie auf und begann in der Kirche auf und nieder zu gehen, die Arme ausbreitend und von Zeit zu Zeit „Hallelujah!" rufend. Sie sah dabei ruhig, ernst und wahrhaft schön aus. Unter all dem wilden Tumult von Rufen und Hüpfen zur Rechten und zur Linken fuhr sie fort, in allen Richtungen die Kirche zu durchschreiten, die Arme ausgebreitet, den Blick nach oben gerichtet und leise „Hallelujah!" rufend. Endlich sank sie knieend am Altartisch nieder und blieb dort ganz still liegen.

Das Schreien und Hüpfen in der Kirche dauerte noch eine gute Weile fort. Dann gingen einige Negerinnen an den Altar und hoben die daselbst liegende Mulattin auf. Sie war ganz steif. Sie trugen sie auf eine vor uns befindliche Bank und legten sie daselbst nieder.

— „Was ist denn mit ihr geschehen?" — fragte Anne W** ein junges Negermädchen, welches sie kannte.

— „Bekehrt! (Converted!") — war deren lakonische Antwort, nach welcher das Negermädchen sich mit Denen vereinigte, welche die Pulse der Bekehrten sanft rieben.

Ich legte meine Hand auf ihre Stirn. Sie war ganz kalt. Ebenso kalt waren auch ihre Hände.

Als sie allmälig wieder zu sich kam, war ihr Blick fest und sicher, aber er schien mir mehr nach innen als nach außen gerichtet; sie sprach leise vor sich hin und in ihrem Gesichte malte sich ein so schöner Ausdruck der Glückseligkeit, daß — — — ich gern auch zu erfahren

wünſchte, was ſie ſah oder hörte. Das war keine gewöhnliche, keine irdiſche Viſion. Ihr Geſicht war wie verklärt. So wie ſie unter ſchweren Seufzern wieder in ihren gewöhnlichen Zuſtand zurückkam, wurde auch ihr Ausſehen wieder gewöhnlich. Aber ihr Benehmen war verändert; ſie weinte bitterlich, obwol leiſe und ſanft.

Allmälig verminderte ſich das Tornado in der Kirche; das Geſchrei, das Springen, das Ermahnen und die Predigt, Alles ließ nach. Und nun ſchüttelte man einander die Hände, ſchwatzte, lachte und beglückwünſchte ſich gegenſeitig ſo herzlich, ſo heiter, ſo innig und ſo wohlwollend, daß dieſer Anblick ein wahres Vergnügen gewährte. Von dem ganzen brauſenden und erregten Auftritte blieb blos ein einiges Gefühl von Zufriedenheit und Befriedigung zurück, wie wenn man ein fröhliches Feſt zuſammen begangen hat.

Ich geſtehe, daß ich durch dieſen ganzen Vorfall ergötzt worden bin. Nicht ſo Anne W**, die auf dieſen regelloſen wilden Gottesdienſt mit dem Ausdruck des Staunens und beinahe der Indignation blickte. Und als unſer warmherziger „Exhorter" zu uns kam und ſich namentlich an ſie mit der Entſchuldigung wandte, „daß er uns nicht eher bemerkt habe, indem er uns ſonſt nicht verſäumt haben würde" u. ſ. w., ſah ich, daß ſie ihre hübſche Unterlippe ein bischen verächtlich aufwarf, indem ſie antwortete: — „Ich kann nicht einſehen, in welcher Hinſicht Sie uns verſäumt haben!" — Der Mann ſah aus, als ob er uns herzlich gern etwas vorgepredigt hätte, und ich hätte ihn gern ſeine chriſtliche Ermahnung mit dieſer afrikaniſchen Wärme fortſetzen hören. Wir ſchüttelten uns Beide die Hände im Namen unſers gemeinſamen Herrn nnd Gebieters.

So unvernünftig und geſchmacklos dieſer Auftritt auch erſcheinen mag, ſo iſt mir's doch klar, daß darin (wenn auch in einem chaotiſchen Zuſtande) das Element des wahren afrikaniſchen Gottesdienſtes liegt. Gib dieſem

innigen Ausdruck des Gefühllebens, der Sehnsucht und der Ahnung Zweck, Ordnung und System, und was jetzt häßlich erscheint, wird dann schön werden, aus dem Disharmonischen wird sich Harmonie entwickeln. Die Kinder Afrikas werden uns noch eine Form des Gottesdienstes geben, wo Anrufen, Anbetung und Lobsingen dem innern Leben dieser feurigen Seelen entspricht!

Wie Mancher hat, auch in unserm kalten Norden, in seinen Jugendjahren ein Afrika von religiösem Leben in sich empfunden, welches herrliche Blumen und Früchte hätte hervorbringen können, wenn es — — Leben erhalten hätte, wenn es nicht unter dem Schnee und unter der nassen Kälte der Convenienz erdrückt worden wäre, eingesperrt in der Staatskirche des Lebens!

Ich habe auch einige andere Kirchen in Neuorleans besucht, eine unitarische, eine episkopale und eine katholische mit dem mir lieben Namen St.-Therese. Allein St.-Thereſens himmlischer Geist war nicht darin. Ein Irländer radebrechte sein Rothwälsch und Nichts in diesem „Hause Gottes" zeigte mir Das, was ich darin sehen oder gewinnen wollte: — Erbauung. In der Kirche der Negergemeinde war wenigstens Feuer und Leben!

Was soll ich dir mehr von Neuorleans sagen? — Daß es eine große Stadt mit hunderttausend Einwohnern und die südliche commercielle Hauptstadt des Mississippithales ist, kannst du aus Büchern erfahren. Die Lage der Stadt am Mississippi in einem Halbmondkreise ist schön; die Stadt hat auch einige schöne Straßen und Plätze mit prächtigen Häusern, die von Bäumen und Gebüschen umgeben sind, wie andere amerikanische Städte. Der französische Theil der Stadt, welcher früher gebaut ist, hat einen mehr kahlen und geschäftsmäßigen Charakter. Aber das ganze Neuorleans ist vorzugsweise eine Geschäfts- und Handelsstadt und steht in Bezug auf Anstalten für höhere intellectuelle und moralische Ausbildung den andern großen Städten der Vereinigten Staa-

ten weit nach. Kunstgenüsse hat man nicht, außer den Theatern, und diese, besonders diejenigen, welche sich mit dem Drama beschäftigen, stehen nicht besonders hoch.

An den wenigen schönen Tagen, die ich hier zugebracht habe, bin ich viel in der Stadt herum gewandert, habe aber dabei nur wenige Gegenstände von Interesse für das Auge gefunden, außer den schönen farbigen Creolinnen, die mit ihren feinen Gesichtszügen, schönen Augen und hübschen Köpfen, mit prächtigen Tüchern geschmückt, die sie nach neuorleanischer Sitte geschmackvoll zu knüpfen wissen, ganz allerliebst aussehen. Ich habe auf der Straße junge Dienstmädchen, Mestizen und Quarterons, gesehen, welche vollkommene Schönheiten waren. Und gewöhnlich ist auch ihr Wuchs ausgezeichnet geschmeidig und schön proportionirt.

Neuorleans ist lange als eine „sehr heitere Stadt" bekannt gewesen, hat aber hinsichtlich seiner Moralität, die stark mit französischem Leichtsinn gemischt gewesen ist, einen weniger guten Ruf genossen. Dieser Leichtsinn soll jedoch mit jedem Jahre immer mehr abnehmen — sagt man — je nachdem der Einfluß der anglo-amerikanischen Bevölkerung in der Stadt zunimmt. Und die Anglo-Amerikaner wachsen auch hier mit Macht, die französische Bevölkerung wächst dagegen nicht und ihr Einfluß ist im Abnehmen. Von der Moralität des Geschäftslebens in Neuorleans habe ich nicht das beste Zeugniß gehört. Ein Kaufmann, der mir befreundet ist, sagte einmal, als er unter den Zuckerfastagen auf einem großen Niederlagplatze in der Stadt stand: — „Auf diesem Platze geschehen mehr Schurkenstreiche (more rascalities), als nöthig sind, um die ganze Stadt untergehen zu lassen."

Die guten Bürger sind indessen nicht unthätig, die Stadt würdig zu machen, auf der Erdoberfläche stehen zu bleiben. Eine sehr gute Einrichtung, welche jetzt hier im Werke ist, scheint die große Seemannsherberge zu

ſein, welche dazu beſtimmt iſt, Seeleute, deren Fahrzeuge in dem Hafen der Stadt liegen, um Waaren einzunehmen oder auszuladen, für billige Preiſe gut zu beherbergen. Bisher haben die fremden Seeleute in der Stadt nur in Herbergen ein Unterkommen gefunden, die wahre Raubneſter geweſen ſind. Das große und ſtattliche Haus, welches gegenwärtig von braven Bürgern der Stadt erbaut wird, ſoll den Seeleuten einen guten und ſichern Hafen gewähren. Einige meiner Freunde, die für dieſen Zweck thätig ſind, wünſchen Jenny Lind dafür zu intereſſiren, die in kurzer Zeit aus Cuba hier erwartet wird. Und da das Haus auch zum Nutzen und Frommen ſchwediſcher Seeleute gebaut wird, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß die vaterländiſch geſinnte und wohlthätige Schwedin ſich dafür intereſſiren wird.

Ich las neulich in einer Zeitung von Neuorleans, „The daily Picayune“ (Picayune iſt der ſpaniſche Name einer kleinen Silbermünze im Werthe von fünf Cent), eine ſchöne uud ernſte Ermahnung an die Bewohner von Neuorleans, der berühmten ſchwediſchen Sängerin volle Freiheit in der Beſtimmung ihrer wohlbekannten Wohlthätigkeit zu laſſen und nicht durch Zudringlichkeit oder Auffoderungen u. ſ. w. das Zartgefühl gegen die Fremde zu verletzen.

Und ich muß geſtehen, daß ich, obwol Jenny Lind oft genug durch das wohlgemeinte, aber häufig jugendlich unbedachte und zudringliche Benehmen der Amerikaner beläſtigt worden ſein mag, doch ſehr oft Gelegenheit gehabt habe, das ſchöne und edelmüthige Intereſſe, welches man hier für ſie empfindet, kennen zu lernen und zu bewundern. Wie Viele habe ich gehört, die ſich damit begnügten, ſie lieber im Stillen zu ſegnen, als ihr einen Augenblick beſchwerlich zu fallen. Wie Viele enthielten ſich mit Sehnſucht der Annäherung an ſie, blos weil ſie nicht wußten, ob ſie ihr durch ihre Annäherung ein Vergnügen machen würden, oder weil ſie nicht

wagten, ihr Haus der gefeierten Fremden zur Wohnung anzubieten.

Ich erinnere mich, daß ich einen alten achtungswerthen Richter in Cincinnati (er war ein alter stattlicher Mann) sagen hörte, daß er in den Zeitungen allen ihren Schritten mit dem Interesse der Unruhe folge, die nur ein Vater für seine Tochter fühlen könne, und daß er sich wahrhaft ängstige, damit sie nicht auf irgend eine Weise durch einen unvorsichtigen Schritt sich compromittiren möge. Ich habe hier so viel über Jenny Lind sprechen hören, daß ich nun weiß, wie man in ihr zwar die Sängerin und die Geldspenderin, mehr aber noch das junge weibliche Wesen in ihrer schönen Rolle und in ihrem Ruhm, die ideale Jenny Lind, liebt.

Aber ich habe jetzt von Louisiana und Neuorleans zu sprechen.

Louisiana wurde, wie du weißt, zuerst von den Spaniern und Franzosen entdeckt. Die Franzosen waren die Ersten, welche Louisiana zu colonisiren versuchten. Sie begannen damit und standen wieder davon ab, sie begannen noch einmal — — aber es wollte nicht gehen. Allein in Frankreich und England rühmten sie Louisiana wie ein gelobtes Land, wie ein Dorado mit unermeßlichen innern Schätzen, die bereit lägen, zu Tage gefördert zu werden. Der Glaube an diese Aeußerungen erzeugte endlich die bekannte gigantische Finanzspeculation John Law's auf die vorgespiegelten Schätze des sagenhaften Louisiana und später den großartigen Bankrott Aller, die an dieser wilden Speculation Theil genommen hatten. Louisiana oder das große Land, welches den südlichen Theil des Mississippi (wovon früher Arkansas noch nicht getrennt war) umfaßt, ging später aus französischer unter spanische Herrschaft über, dann kam es wieder in französische Gewalt, bis im Jahre 1803 Louisiana von der Regierung der Vereinigten Staaten gekauft und als ein besonderer Staat mit diesen vereinigt wurde. Unterdessen

iſt Louiſiana von Franzoſen, Spaniern, Engländern, Deutſchen und andern Nationen angebaut und bevölkert worden, und Neuorleans iſt nur langſam gewachſen, unter Ueberſchwemmungen und Orkanen und mit geringen Ausſichten, daß es die „Crescent City“ werden könnte, die es gegenwärtig iſt.

Die Bevölkerung Louiſianas überſtieg nicht funfzigtauſend Seelen (die Indianer ungerechnet), als es den Vereinigten Staaten einverleibt wurde. Sieben Jahre ſpäter hatte ſich die Zahl der Einwohner beinahe verdreifacht. Aber das neue Leben und die neue Epoche von Louiſiana und von Neuorleans begann erſt im Jahre 1812, als das erſte Dampfſchiff auf „dem großen Fluſſe“ zu fahren anfing.

Louiſiana iſt durchgängig ein flaches Land, theils ſumpfig und waſſerreich, theils mit fruchtbaren reichen Feldern und Wieſen. Louiſiana baut Zucker, Baumwolle, Reis, Indigo, Mais. Der nördliche Theil des Landes, deſſen Boden ſich wellenförmig hebt, hat Wälder von vielerlei Art, von Eichen, Kaſtanien, Wallnüſſen, Saſſafraß, Magnolien und Pappeln. Im Süden ſind Palmettos, Lebenseichen, Maulbeerbäume, Cedern und Tannen, überall aber ein großer Reichthum von wildem Wein. Das Land hat auch mehre ſchiffbare Flüſſe, Zinspflichtige des Miſſiſſippi; und in dieſen, wie in den Sümpfen und in den kleinen Seen des Landes leben eine Menge von Alligatoren. Dieſe wagen ſich an erwachſene Menſchen nicht, haben aber nicht ſelten kleine Negerkinder weggeſchnappt. Louiſiana ſoll viele giftige Gewächſe, Schlangen und andere ſchädliche Thiere haben. Im Ganzen ein unbehagliches Land, ſcheint mir. Ich möchte um allen Zucker und um alle Baumwolle in der Welt nicht dort wohnen.

Von der innern Geſchichte Neuorleans oder vielmehr von einer Geſchichte, die ſich daſelbſt ereignet und mich ſehr überraſcht hat, muß ich dir nun auch noch ein wenig

erzählen. Der alte edelherzige Exminister Poinsett in Südcarolina hatte mir gesagt, daß das Institut der Sklaverei noch nachtheiliger auf die Frauen als auf die Männer zu wirken scheine und daß sich Frauen nicht selten als die grausamsten Quälerinnen der Sklaven gezeigt hätten. Und — war es nun Zufall oder ein Beweis für die Wahrheit dieser Behauptung — die stärksten Proben von Mishandlungen der Sklaven, die ich in Südcarolina erzählen hörte, waren von Frauen, und zwar von Frauen aus den höhern Schichten der Gesellschaft, gegeben worden. Ich glaube, daß ich dir schon von den beiden Frauen in Charleston erzählt habe, die vor Gericht gestellt worden waren, weil sie Sklaven ums Leben gebracht hatten, die Eine durch Hunger, die Andere durch Schläge und Mishandlungen, und die, obgleich von feigen Gesetzen und von feigen Richtern freigesprochen, doch von der öffentlichen Meinung verurtheilt und einer ehrlosen Einsamkeit und — — dem Urtheil Gottes überlassen wurden.

Mein Freund auf dem Mississippi, Louisianas reines Gewissen, hatte dasselbe Urtheil wie Mr. Poinsett gefällt und gleichsam zum Beleg dieses Urtheils hat Neuorleans in seiner Chronik der Verbrechen keinen blutigern und verhaßtern Namen als den — — — eines Weibes, Madame Lallorou geborene Macharthy. Es gereicht der Bevölkerung von Neuorleans zur Ehre, daß diese reiche Frau vor ihrem Zorn fliehen mußte. Aber wie lange hatte sie nicht vorher ihre Opfer gemartert? — Es scheint fast, als hätten die Liebesverhältnisse ihres Bruders mit farbigen Frauen ihren Haß gegen die Letztern gereizt. Andere Sklavenbesitzer mishandeln ihre Sklaven in Augenblicken der Hitze oder bei Anfällen von schlechter Laune. Aber Madame Lallorou mishandelte ihre Sklaven, wie es scheint, zu ihrem Vergnügen und aus Wohlgefallen an den Schmerzen der armen Geschöpfe. Sie besaß eine große Plantage und übte ihre Gewalt auf eine Weise

aus, die endlich ihre Nachbarn in den Harnisch brachte. Man deutete ihr an, daß man von solcher Behandluug der Sklaven nichts weiter hören wolle, sonst werde man sie bei Gericht anklagen. Madame Lallorou zog darauf nach Neuorleans, wo sie sich ihrem eigenthümlichen Vergnügen unbemerkter überlassen konnte. Hier lebte sie davon, daß sie ihre Sklaven vermiethete, die ihr jede Woche den Wochenlohn, den sie verdient hatten, überbringen mußten. Aber kamen sie damit nicht zur rechten Zeit oder war der Wochenlohn nicht groß genug, dann — — — wehe ihnen! Ihre eigenen Hausſklaven hatten kein besseres Schicksal; bei der geringsten Veranlassung — und daran fehlt es Demjenigen, der sie finden will, niemals — wurden sie mit eisernen Ketten belastet in die Keller des Hauses geworfen; hier hielt sie die Sklaven gefangen und besuchte sie, um ihre Rache an denselben auszuüben. Ich will dir nichts von den Mitteln sagen, welche sie wählte, um ihre grausame Lust zu büßen. — Die Annalen des Heidenthums und des Fanatismus kennen nichts Schlimmeres. Genug, das Klagegeschrei ihrer Opfer bahnte sich den Weg unter der Erde hervor durch Mauern und verschlossene Thüren und wurde gehört. Es verbreitete sich in der Stadt. Das Herz des Volkes empörte sich. Das Volk sammelte sich in Haufen um das Haus, in welchem Madame Lallorou wohnte; man wollte die unglücklichen Opfer befreien, das Haus niederreißen und den Henker in Frauengestalt bestrafen. Die Sache wurde rasch angegriffen. Schon begannen die Mauern des Hauses zu fallen, als der Maire mit der bewaffneten Macht ankam, die das Haus der Madame Lallorou mit Gewalt beschützte und ihr Gelegenheit verschaffte, durch eine Hinterthür zu entfliehen. Halbentkleidet entkam sie, verließ Neuorleans und später verließ sie auch Amerika.

Später lebte sie in Paris und verzehrte die Zinsen eines ungeheuern Vermögens, das sie in Louisiana auf

die Weiſe, welche wir kennen, erworben hatte. Erſt vor kurzer Zeit ſoll ſie daſelbſt geſtorben ſein.

Wer kann an einer Hölle nach dem Tode zweifeln, wenn er das Leben und das Glück ſolcher Menſchen auf Erden ſieht?

Der Mann der Madame Lallorou, ein Franzoſe, lebt noch in Neuorleans und ſoll ein guter Menſch ſein. Er muß damals getrennt von ſeiner Frau gelebt haben.

Dies trug ſich vor zehn bis zwölf Jahren zu.

Wenn es alſo wirklich wahr iſt, daß die Frauen die ſchlimmſten unter den ſchlimmen Sklavenbeſitzern ſind, ſo muß dies daher rühren, daß ihr Gemüth im Allgemeinen reizbarer, daß das hieſige Klima von ungewöhnlich nervenreizender und erhitzender Beſchaffenheit iſt und daß außerdem das Weib im Allgemeinen den Mann im Extrem des Guten wie des Böſen übertrifft, wie es denn von Natur excentriſcher, geiſtiger iſt und den Geiſtern, Engeln oder Teufeln, näher ſteht.

Auch in Schweden, in den höchſten Kreiſen Stockholms, haben wir Frauen gekannt, die ihre Dienerinnen ſo grauſam behandelten, daß die Polizei ſich derſelben annehmen mußte. Die Gräfin L** war liebenswürdig, gütig und angenehm gegen Alle, außer — — gegen ihre Dienſtleute; ſie konnte keine Dienerin länger als ſechs Wochen in ihrem Hauſe behalten. Wir haben die Frauen zweier ausländiſcher Geſandten, (Beide Engländerinnen) gehabt, die Beide verdienten, was die Eine derſelben wegen der Behandlung der Dienſtleute von einem Bekannten des Hauſes als Weihnachtsgeſchenk erhielt: — eine blutige Tapferkeitsmedaille. Gut, daß die Dienerinnen dieſer Damen das Haus verlaſſen konnten, Dank ſei den Geſetzen unſerer freien Länder! Aber hier, in dieſem freien Lande, kann man im Angeſicht ſolcher täglichen Erfahrungen die Sklaverei noch als eine patriarchaliſche Inſtitution vertheidigen, die wohl vereinbar

mit den Geſetzen eines freien Volkes, mit dem Rechte und dem Glücke der Menſchen iſt!

Ich habe hier mehrmals Kämpfe mit einer Frau gehabt, welche dieſe Behauptung vertheidigt und, um die Gerechtigkeit und Rechtmäßigkeit der Sklaverei und das Glück der Negerſklaven bei dieſer vortrefflichen Einrichtung zu beweiſen, Gründe und Sophismen mit einer ſo ſtaunenswerthen Verachtung aller Logik und aller geſunden Vernunft benutzt, daß ich zuweilen vor lauter Erſtaunen verſtumme.

Ich vermeide übrigens Unterredungen über dieſen Gegenſtand ſo viel ich kann. Die Frage über die Sklaverei iſt ein krankes Auge, das bei der mindeſten Berührung ſchmerzt. Es ſchmerzt die guten, es reizt die nicht guten Menſchen, und Beides — dient zu nichts. Ich ſchweige deshalb, wenn ich mit gutem Gewiſſen ſchweigen kann. Es iſt außerdem klar, daß dieſe Frage nicht ruhen, daß das Werk des Lichts auch hier zur Erlöſung der Kinder Afrikas beginnen und daß die Lage der Letztern auch hier mit jedem Jahre verbeſſert werden wird.

Gern möchte ich dir von einer Sklavenbeſitzerin erzählen, die auf der guten Seite ein Gegenſtück der Madame Lallorou iſt; aber — — ich kenne keine ſolche. Sie würde jedoch zu finden ſein. Das Böſe erregt viel Aufſehen und Geräuſch, das Gute wenig. Aber ich muß dir von einem Herrn, einem Sklavenbeſitzer, erzählen, der mir in dieſem Sklavenſtaate dazuſtehen ſcheint wie eine geöffnete Thür in einem Gefängniß.

Er hieß Macdonough und ſtarb vor einigen Jahren in Neuorleans, ein Vermögen von mehren Millionen Dollars hinterlaſſend, über welches er lediglich zu Gunſten wohlthätiger Anſtalten in Louiſiana verfügt hatte. Dieſer ſeltſame Mann lebte wie der ärgſte Geizhals, ſparte an ſich ſelbſt im höchſten Grade und verſchenkte nie Etwas an Jemand, wenn es auch ſein nächſter Ver-

wandter oder Jemand war, der sich in der größten Noth befand. Sparen, mit jedem Tage Etwas zusammenbringen, sein Capital vermehren, verdoppeln, das war seine beständige Sorge und darauf richtete sich seine ganze Thätigkeit, auch bei den allerkleinsten Dingen. Er war sogar mit seinen Worten sparsam und depensirte auch mit diesen nicht unnöthigerweise.

Nichtsdestoweniger hegte er großartige Gedanken und Pläne. Er glaubte, daß er von der Vorsehung dazu bestimmt sei, ein großes Vermögen zu erwerben, um damit große Dinge zum Besten des Staates, der sein Vaterland war, anszurichten. Deshalb betrachtete er sich blos als den Verwalter seines Vermögens und behauptete, kein Recht zu haben, das Geringste davon zu geringern Zwecken wegzugeben. Wenigstens war es dieser Vorwand, mit welchem er seinen Geiz und seine Härte vergoldete.

Er sagte: — „Wenn ich Jahr auf Jahr fortfahre, mein Capital in dieser (einer gewissen angegebenen) Proportion zu vermehren, so werde ich endlich der reichste Mann in Louisiana; auf diese Weise fortfahrend kann ich endlich ganz Louisiana kaufen, und dann" — — — Und dann wollte er große Dinge ausführen, welche Louisiana zu dem freiesten und glücklichsten Staate machen sollten. Macdonough hatte hierüber Ansichten und ein System, welche wirklich von einem tiefdenkenden Geiste zeugen. Aber der arme Macdonough vergaß, daß er — sterblich war; und obgleich er ein hohes Alter erreichte, hatte er doch den Reichthum, nach welchem er strebte, noch lange nicht zusammengebracht, als er — — vom Tode überrascht wurde. Seine großartigen Pläne sind mit ihm gestorben und wirken wenig oder nichts in Louisiana, außer vielleicht in einer einzigen Beziehung und diese ist — wie ich sie nennen möchte — die geöffnete Thür des Gefängnisses.

Macdonough war Plantagen- und Sklavenbesitzer.

Er beſchloß ſeine Sklaven auf eine Weiſe frei zu machen, durch welche ſie gewinnen und er nichts verlieren ſollte.

Er ſprach zu ihnen:

— „Ihr ſollt euch frei arbeiten und für daſſelbe Geld, welches ihr mir bei eurem Ankauf gekoſtet habt, aus der Sklaverei loskaufen. Ich will euch die Mittel geben, dieſes Geld zu erwerben. Fünf Tage in der Woche ſollt ihr, wie bisher, für mich arbeiten, und zwar für Koſt, Kleidung und Wohnung; den ſechsten Tag ſollt ihr auch für mich arbeiten, aber ich will euch dafür bezahlen, das von euch verdiente Geld zinsbar anlegen und für eure Rechnung verwalten. So in dieſem Jahre! Im nächſten Jahre ſollt ihr zwei Tage in der Woche haben, an denen euch eure Arbeit bezahlt wird, vorausgeſetzt, daß ihr gut und treu arbeitet. Im folgenden Jahre ſollt ihr drei Tage haben, und ſo fort, bis die Summe, die zum Erſatz für mich ſein ſoll, voll iſt und ihr noch eine Kleinigkeit übrig habt, um euch in Liberia niederzulaſſen, wohin ich euch bringen laſſen will, ſobald ihr frei ſeid!“

Die Sklaven wußten, daß Macdonough Wort halten würde. Sie begannen mit neuem Muth zu arbeiten, denn ſie arbeiteten für ihre Freiheit und für ihre Zukunft. Es ging bei Einigen ſchneller, bei Andern langſamer, aber — nach zehn Jahren hatten ſich alle Sklaven auf der Plantage frei gearbeitet und Macdonough machte ſeine Rechnung mit ihnen, wie er verſprochen hatte. Die Sklaven konnten ohne Nachtheil für ſich ſelbſt oder für Andere freigelaſſen werden. Sie hatten ſich an Arbeitſamkeit, Nachdenken und Selbſtändigkeit, wenigſtens in Bezug auf ihre ökonomiſchen Angelegenheiten, gewöhnt. Macdonough's Pflanzung war gut bearbeitet worden und die Sklaven hatten ihm das Capital zurückgezahlt, das er auf ihren Ankauf verwendet hatte.

Ich weiß nicht, ob es Macdonough's Plan geweſen iſt, ſeine Pflanzung künftig von weißen Arbeitern oder von freien Schwarzen bearbeiten zu laſſen; aber ſo viel ſcheint mir gewiß, daß Macdonough's Art, die Sklaven zu emancipiren, der Ueberlegung und der Nachahmung als eine der klügſten Maßregeln werth iſt, eine allmälige Befreiung von der Kette der Sklaverei für Schwarze wie für Weiße in Nordamerika zu bewirken.

Ich kenne mehre geachtete und denkende Männer in Neuorleans, welche glauben, daß eine ſolche Emancipation, welche die Negerſklaven allmälig in freie Arbeiter verwandeln würde, ohne beſondere Schwierigkeiten vor ſich gehen könnte und daß die gefährlichen Folgen derſelben, die man ſich vorſpiegelt, zum größten Theil Träume ſind.

Als die härteſten Sklavenbeſitzer in hieſiger Gegend habe ich die Franzoſen nennen hören. Und nach dem Charakter der Franzoſen erſcheint mir dies glaublich. Nach ihnen kommen die Schotten und die Holländer. Bei kleinen und unbemittelten Grundbeſitzern leiden die Sklaven oft, ebenſo wie das Vieh, vom Hunger. Ich hörte neulich vom einem Orte erzählen, wo mehre Stücken Vieh verhungert waren.

Ich habe nach den Tänzen und Feſtlichkeiten gefragt, welche die Negerſklaven zu Weihnachten und zum Neuenjahre haben ſollen und von denen ich ſo viel ſprechen gehört habe; aber — — die Zuckerernte iſt im verfloſſenen Jahre ſpät gefallen, die Arbeit des Zuckermahlens dauerte bis über Weihnachten und Neujahr, die Baumwolle wird noch jetzt auf den Plantagen gepflückt, und die Tänze und Feſtlichkeiten ſind deshalb unterblieben. Ich bin nun dieſen Negerfeſten nachgereiſt von einem Ende der Sklavenſtaaten bis zu dem andern, ohne ſo glücklich geweſen zu ſein, von ihnen zu erfahren, ſie zu ſehen, ja, ohne nur von einem einzigen wirklich gehaltenen Feſte dieſer Art zu hören.

In Neuorleans habe ich übrigens so viel Güte erfahren, so viele gute und warmherzige Freunde gefunden, daß ich darüber erstaunt, aber auch dadurch gerührt worden bin. Ich hatte Neuorleans stets als eine sehr heitere und sehr wenig literarische Stadt schildern hören und Mr. Harrison hatte mich darauf vorbereitet, daß die Bewohner von Neuorleans gern Etwas sähen, „was schön sei". Es war also klar, daß sie mich dann nicht besonders gern ansehen würden. Und gleichwol sind sie zu mir gekommen und wieder gekommen, haben mich mit Güte und Geschenken überhäuft, sowol Männer als Frauen, und meine Tage auf mannichfache Weise verschönert. Ich für meine Person nehme von Neuorleans keine andere Erinnerung als die des Vergnügens und der Dankbarkeit mit.

Von meinen hiesigen nähern Freunden trenne ich mich mit einer Mischung von Freude und Wehmuth. Es macht mich reich und glücklich, sie kennen gelernt zu haben, an sie zu denken, sie zu lieben; und wenn ich daran denke, daß ich mich jetzt vielleicht für immer von ihnen trenne, so gehört die Thräne, die ich im Herzen und im Auge fühle, nicht blos dem Schmerze an. Es ist so schön, zu lieben und geliebt zu werden!

Octavie Le Vert fuhr vor einigen Tagen zu den Ihrigen zurück. Die Augen, welche trocken und hell blieben, als sie in Gefahr stand, ihren sämmtlichen Schmuck und ihr Geld zu verlieren, sie schwammen jetzt in Thränen, als sie sich von einer neu erworbenen Freundin trennen sollte. Ich küßte die Thränen von ihren bleichen Wangen und fühlte, daß ich sie von ganzem Herzen lieb hatte.

Mrs. Geddes ist unvergleichlich für mich in dieser Zeit gewesen, während welcher ich verschiedene Toilettengeschäfte, um mich passend für Cuba (elegant und zugleich sommerleicht) auszurüsten, und dabei verschiedene Widerwärtigkeiten, theils durch die Modehändlerinnen, theils

und zwar meiſtens durch meine eigenen „blunders“ veranlaßt, zu überſtehen hatte. Ich kann dir nicht ſagen, wie gütig, wie liebenswürdig, wie nachſichtig, wie unermüdlich hülfreich und beiräthig ſie während dieſer Zeit beſtändig gegen mich geweſen iſt, und wie gewandt und ſchnell ſie mir ſtets geholfen hat. Du weißt, wie peinlich es mir gewöhnlich iſt, mich mit ſolchen Sachen zu befaſſen; aber du kannſt dir kaum vorſtellen, wie peinlich mir dies hier iſt, wo Ermattung des Geiſtes und des Körpers und Unbekanntſchaft mit den Preiſen und Perſonen in der Modenwelt alle Schwierigkeiten verzehnfacht. Allein ebenſo wenig kannſt du dir vorſtellen, wie gütig und liebenswürdig Mrs. Geddes bei allen dieſen kleinen Bekümmerniſſen gegen mich geweſen iſt und welche Geduld und gute Laune ſie mir gezeigt hat. Ja — ich ſchäme mich, wenn ich mich mit ihr vergleiche.

Am Abend.

Nun habe ich mit Anne W** meine letzte Spazierfahrt auf dem ſchönen Wege nach dem „Lake Pontchartrain“ gemacht. Die Luft war lieblich und der Himmel blickte wieder mit blauen Augen auf uns herab, während die Wolken ſich immer mehr zertheilen. Der Weg nach dem Lake Pontchartrain führt meiſtentheils durch eine flache, noch wilde Waldgegend. Man ſieht hier nichts von unſern ſchönen mit Moos und Laub bekleideten Bergen und Hügeln; aber aus den Durchſichten des Urwaldes blicken überall die ſchönen Palmettos mit ihren großen, fächerartigen, im Winde hin und her wehenden Blättern hervor. Das Regelmäßige und Graziöſe in der Form mehrer halbtropiſcher Gewächſe, die eine ganz neue Phyſiognomie der Erdvegetation andeuten, lockt mich mit einer freundlichen Zaubergewalt.

Morgen, morgen, meine theure Agathe, gehe ich an Bord des großen Dampfſchiffs „the Philadelphia“,

und in drei mal vierundzwanzig Stunden bin ich in Cuba. Ich freue mich unaussprechlich, daß ich endlich dahin komme, theils um dieſe neue Schönheit zu ſehen und eine mildere Luft einzuathmen, theils um während der Wintermonate dieſem amerikaniſchen Klima zu entfliehen, deſſen Wechſel meine körperlichen und geiſtigen Kräfte aufreibt. Während dieſer einjährigen Reiſe in Nordamerika bin ich körperlich um zehn Jahre älter geworden.

Sei nicht beſorgt, liebes Herz, und vertraue, wie ich, meinem Reiſe-Niſſe, dieſem kleinen Freund, der mich bisher wohlbehalten durch alle Gefahren geleitet hat, der mich ohne den geringſten Unfall über den ganzen Miſſiſſippi und nach Neuorleans kommen ließ, gerade als fünf Dampfboote ſammt ihren Paſſagieren auf ſeinem Fahrwaſſer in die Luft flogen, und der mich aus dem St.-Charleshôtel in dieſe gute Wohnung ziehen ließ, einen Tag früher, bevor das Hôtel ein Raub der Flammen wurde. Er wird mich auch wohlbehalten wieder zu meiner Schweſter und Freundin, zu dir, zurückführen!

Nachſchrift.

Briefe von meinen Freunden im Norden, von Downings, Springs und Lowells, haben mich hier erfreut. Dieſe Freunde begleiten mich wie gute Geiſter, und ich muß es dir ſagen. Denn du wirſt meine Freunde auch lieben. Maria Lowell ſchreibt: — „Der kleine Reiſegeſellſchafter, der überall bei uns war (am Niagara) und gleichwol nie Etwas ſagte und ſich ſo ſtill verhielt, war — — ein Knabe, der jetzt rothbäckig, groß und wohlbeleibt das Orakel der guten Mabel iſt. Sie lauſcht auf jeden Laut von ihm und ſagt zu Allem: — «Was will der liebe Bruder?»“ — Liebenswürdige, glückliche Maria!

Jenny Lind iſt nun in Havanna und man ſpricht verſchieden über den Erfolg ihrer Concerte. Ich glaube jedoch, daß ſie den Sieg über ihre Gegner davongetragen hat, die eigentlich zu der franzöſiſchen Partei im Lande gehören, welche ihr den Rang einer großen Sängerin ſtreitig machen will. Hier in Neuorleans wird ſie mit Enthuſiasmus empfangen werden; alle Herzen ſind eingenommen, alle Ohren ſind offen für ſie. Sie reiſt von Havanna ab, gerade wenn ich dort ankomme, und ich weiß noch nicht, ob ich ſie dort treffen werde.

Ich bin geſund und guten Muthes, meine liebe Agathe! Gott gebe, daß dies bei dir auch der Fall iſt! Und mit Hülfe der Homöopathie wirſt du Beides werden. Möge Aesculapius dich erleuchten, wie ſich gebührt!

Nächſtens mehr von Cuba!

Dreiunddreißigster Brief.

Havanna, Cuba, 5. Febr. 1851.

Liebes Herz! Ich ſitze unter dem warmen hellen Himmel und unter den ſchönen Palmen der Tropen; und das iſt ſchön und wunderbar! — Dieſe herrliche liebliche Luft, dieſe hohen Palmbäume ſind wirkliche Schönheiten. Alles Uebrige, denke ich, gewährt mehr Vergnügen durch ſeine Ungewöhnlichkeit und durch ſeine Verſchiedenheit von Dem, was ich früher geſehen habe, als durch ſeine wirkliche größere Schönheit. Aber das Ungewöhnliche und Neue iſt ſo erheiternd und erfriſchend; und ſo fühle ich mich jetzt und bin entzückt, hier zu ſein.

Ich reiſte von Neuorleans am frühen Morgen des 28. Januar ab. Es war ein ſchöner, ſonnenheller, ſommerwarmer Morgen. Meine Freunde begleiteten mich an Bord „the Philadelphia“. Harriſon kam, um Abſchied von mir zu nehmen und gab mir eine rothe Camellie, die noch in der Knospe war. Sein ehrliches herzliches Geſicht und das Antlitz der Anne W** mit ſeinen reinen Zügen und dem ſtillen Feuer in den dunkeln Augen war das Letzte, was ich im Salon ſah. Ich ſtieg von da auf das Deck. „The crescent city“ lag in der Morgenſonne gebadet vor mir und das Waſſer im Hafen glänzte wie ein heller Spiegel im Sonnenlicht. Ich blieb ſtehen und genoß die ſchöne Luft und die ausgedehnte Ausſicht; aber da kamen die „Ladies“ mit ih-

rem „how do you like America?“ — und meine Morgenfreude war gestört.

Aber wir fuhren ab und ich setzte mich mit meinem Buche in der Hand auf die Piazza des Hinterdecks, blickte auf die Ufer und lebte — ein hohes Leben. Denn ich durfte nun allein sein und das Schauspiel an den Ufern glich einem schönen südlichen Zauber. Wir fuhren den Mississippi entlang, und zwar auf demjenigen Arm desselben, welcher in die Bucht von Atchafalaya und von da in den Mexicanischen Meerbusen fällt. Eine Plantage hinter der andern erglänzte an den Ufern mit weißen Gebäuden, eingefaßt in Bouquets von Orangen- und Cederwäldern, blühenden Aloes und Palmettos. Allmälig erschienen die Plantagen in weiterer Entfernung voneinander. Das Land verflachte sich immer mehr und mehr, bis es sich in einen gras- und schilfbewachsenen Sumpfboden ohne Bäume, Gebüsche und Wohnungen verwandelte. Es blieb jedoch noch immer über dem Wasser und ziemlich in gleicher Höhe mit demselben; allein endlich sank es unter das Wasser und bildete die seltsame regelmäßige Figur, welche „the Delta of the Mississippi“ von seiner Aehnlichkeit mit dem griechischen Buchstaben dieses Namens genannt wird. Einzelne Grasbüschel schwankten noch über dem Wasser, von den Wellen und vom Wind bewegt. Bald verschwanden auch diese und die Wellen allein herrschten. Und nun lag das Land, das große Festland Nordamerika, hinter mir; vor mir lag der große Mexicanische Meerbusen mit seiner unermeßlichen Tiefe und das Südmeer mit allen seinen Inseln.

Die dunkelblaue, beinahe schwarzblaue Farbe des Wassers überraschte mich. Man sagt, daß diese Farbe von der großen Tiefe herrühre. Der Himmel mit seinen sommerleichten weißen Wolken lag lichtblau über dem dunkelblauen Meere, welches sich fröhlich vor dem frischen sommerwarmen Winde hob und rauschte. O, wie schön war das! Ich trank Luft und Leben, ruhte von

Gedanken und Reden aus und mied Alles, was nicht zu dem ſchönen Leben des Augenblicks gehörte. O, das Meer! Es hat eine unausſprechlich beruhigende, heilende und wiedergebärende Kraft in ſich.

Willſt du ein neues Leben in dir, außer dir beginnen — ſo fahre übers Meer! Laß deine Seele Tage und Wochen hindurch in der Luft und im Leben des Meeres baden. Auf dem Meeee wird Alles neu und friſch.

So verlebte ich den erſten Tag auf dem Meere; ſo verlebte ich auch den zweiten Tag. Aber nun fand ich auch Genuß in einem Buche, nämlich in J. Browning's Trauerſpiel „The return of the Druses", deſſen erhabener, lebenswarmer Geiſt mit dem ſchönen großartigen Schauſpiel in meiner Umgebung harmonirte. Ich athmete das Grenzenloſe, Große und Tiefe in beiden. Kam einer oder der andere Herr und fragte: — „How do you like America?" — oder verlangte eine Autographie, ſo war es, als ob eine Fliege an meinen Ohren und Gedanken vorüber ſummte. Es war auch ein Herr an Bord, der mir angenehmer war und mir mehr Schutz gewährte, als die Andern mich ſtörten. Derſelbe artige Herr, der ſich bei dem Unfall auf dem Lake Pontchartrain zu meinem Cavalier gemacht, mich in den ſchönen Garten und dann nach Neuorleans begleitet hatte, war hier an Bord, um nach Cuba zu reiſen und während des Winters ein milderes Klima zu ſuchen, als die Vereinigten Staaten gewähren.

Mr. Vaſſar iſt ein Gentleman von mittlerm Alter mit einem edeln und gutmüthigen Geſicht und einem feinen milden Benehmen und iſt auf langen Reiſen im Süden wie im Weſten mit vielen Gegenſtänden von Intereſſe wohl bekannt geworden. Auf „the Philadelphia" machte er ſich abermals zu meinem Cavalier als eine Sache „of course", reichte mir ſeinen Arm, indem er mich zum Eſſen und vom Eſſen führte, ſetzte ſich bei

Tische neben mich und machte mir seine Aufmerksamkeit durch sein interessantes und ansprechendes Wesen sehr angenehm.

Unser Fahrzeug glich den schönen, bequemen Dampfschiffen nicht, an die ich in Amerika gewöhnt worden war. Alles unter dem Verdeck war enge und dunkel, Kajüten, Gänge, Speisezimmer. Um allein zu sein, hatte ich meine Kajüte weit auf dem Hinterdeck gewählt, wo man die Bewegung des Schiffs am meisten fühlt; es war eine kleine abgelegene dreieckige Zelle mit einer runden Fensteröffnung nach dem Meere zu. Vor der Seekrankheit fürchtete ich mich nicht, und hier konnte ich doch allein sein.

Unter den interessanten Passagieren befand sich auch einer der reichsten Pflanzer aus Louisiana, ein ältlicher Mann, und dessen einziges Kind, ein junges Mädchen. Ihre Mutter war an der Schwindsucht gestorben und der Vater hatte seine Tochter von ihrer Kindheit an so zu erziehen gesucht, daß sie für das väterliche Erbe erhalten werden sollte. Sie wurde in großer Freiheit auf dem Lande aufgezogen, war häufig draußen in der freien Luft und durfte keinen Schnürleib tragen. So wuchs sie zu einem schönen und blühenden Mädchen empor. So trat sie ins gesellige Leben ein. Nachdem sie sich aber nur einen Winter hindurch geschnürt und in den geselligen Kreisen von Neuorleans getanzt hatte, war die schöne Blume gebrochen. Die Symptome der Krankheit, an welcher die Mutter gestorben war, stellten sich auch bei der Tochter ein. Der krankhafte Glanz in den Augen, die rothen Flecke auf den Wangen, eine allgemeine Abmagerung und die Haltung der ganzen schlanken Gestalt zeugten von der Gefahr.

Es war rührend zu sehen, wie der alte Vater dastand und seine Tochter schweigend, aber mit Augen betrachtete, die von hervorquellenden Thränen verdunkelt zu sein schienen. Es lag ein so stummer Kummer, ein

ſo großes Gefühl von Hülfloſigkeit in ſeinem ganzen Weſen. Dann blickte ſie zuweilen zu ihm auf und lächelte ihn freundlich an, wie ein Sonnenſtrahl; allein es war augenſcheinlich, daß eine Wolke über dieſem Sonnenſtrahl ſchwebte, daß dieſelbe im Zunehmen war und daß alles Gold des Millionärs das Leben ſeines einzigen Kindes und ſeiner Erbin nicht erkaufen konnte.

Die Reiſe, welche ſie gegenwärtig unternahm, war jedoch ein Verſuch dazu. Sie wollten zunächſt nach Cuba und dann nach Europa reiſen. Ein ſchönes und blühendes junges Mädchen, eine Couſine der Kranken, befand ſich in ihrer Geſellſchaft.

Auch ein paar Schweden waren an Bord; ſie waren auf dem Wege nach Chagres, um von da nach Californien zu reiſen. Einer von ihnen hieß Hörlin, war ein Brudersſohn des Biſchofs Hörlin, hatte ein angenehmes Aeußere und ein gebildetes Benehmen und reiſte jetzt zum zweiten male ins Goldland, wo er als Kaufmann bereits ein nicht unbedeutendes Vermögen erworben hatte.

Am Nachmittage des zweiten Tages wurde der Himmel trübe und der Wind nahm zu. Ich traute meinen Augen kaum, als ich beim Umſehen hoch oben in den Wolken vor uns hohe Berge und Felſenſpitzen, die einer Nebelfeſtung mit Wällen und Thürmen glichen, erblickte und von den Umſtehenden erfuhr, daß dies — — — Cuba ſei. Wir konnten jedoch nicht eher als am Morgen des folgenden Tages dahin gelangen. Solche hohe und kühne Gebirgsbildungen hatte ich im Weſtland noch nicht geſehen.

Die Nacht wurde ſtürmiſch, aber ſie war ſehr warm, und ich hatte mein Fenſter geöffnet, um friſche Luft zu genießen. Von meinem Bette aus ſah ich den mit Wolken bedeckten Himmel und gleich unter demſelben, wenn die Bewegungen des Schiffes daſſelbe nach der Waſſerfläche zu ſenkten, das ſtürmiſche Meer. Die Wellen

schäumten und rauschten dicht vor meinem Fenster und zuweilen spritzten sie sogar in mein Bett. Aber das Wasser war so warm, daß ich dies anfangs gar nicht bemerkte, und später, als ich die Wahl hatte, entweder das Fenster zu verschließen und die erstickende Luft im Zimmer zu athmen oder die milde Seeluft zu genießen und dann und wann einen Gruß von den salzigen Wellen zu empfangen, wählte ich lieber das Letztere. Ich wurde tüchtig eingeweicht, aber ich fühlte mich ruhig und glücklich; ich fühlte mich ganz vertraut mit dem Wogen und mit dem großen Meer. Ich lag darin wie ein Kind in seiner sichern Wiege. Es konnte mir nichts zu Leide thun.

Am nächsten Morgen lagen wir im Hafen von Havanna.

Die Brandung schlug hoch empor und brach sich gewaltig an dem hervorschießenden Felsenvorgebirge, auf welchem die Festung Morro mit Wällen und Thürmen (einer der letztern ist sehr hoch) sich erhebt und die enge Einfahrt in den Hafen von Cuba vertheidigt. Aber in dem schönen, fast cirkelrunden Hafen lagen wir ruhig, wie in dem ruhigsten Wasserbassin, und die Sonne beglänzte rings um mich eine Welt von neuen Gegenständen.

Da lag die große Stadt Havanna längs der Küste rechts vom Hafen mit niedrigen Häusern von allen Farben, blau, gelb, grün, orange, wie ein ungeheures Lager von Glas- und Porzellansachen in einer Galanteriewaarenbude; und kein darüber schwebender Rauch, auch nicht die kleinste Rauchsäule zeigte die Atmosphäre der Stadt, das Küchen- oder Fabrikleben an, wie ich bei den amerikanischen Städten gewohnt war. Zwischen den Häusern erhoben sich Gruppen von Palmen.

Eine links von uns gelegene Anhöhe wurde von einer Menge wunderlicher Gewächse bedeckt, welche hohen grünen Armleuchtern mit zahlreichen Armen glichen. Zwi-

schen den grünen Anhöhen rings um den Hafen lagen Gruppen von Landhäusern und Wälder von Cocospalmen und andern palmenartigen Bäumen. Und über diesem Allen ruhte der heiterste, sanfteste Himmel, wehte die lieblichste Luft. Das Wasser im Hafen erschien krystallhell und überhaupt schienen mir Luft und Farben von der reinsten Durchsichtigkeit und Schärfe zu sein. Unter den Gegenständen, die uns in die Augen fielen, befand sich die Festung, in welcher die Staatsgefangenen sitzen, ein zweites Gefängniß und — — der Galgen. Aber die schönen wehenden Palmen, die grünen Höhen entzückten meine Augen.

Kleine halbbedeckte Boote und Ruderer mit spanischen Physiognomien legten an unserm Schiff an, um die Passagiere ans Land zu bringen. Aber — die Passagiere durften nicht ans Land gehen. Es hieß, daß ein gewisser Oberst White, neben Lopez ein Anführer der frühern Freibeutererpedition gegen Cuba, an Bord des Fahrzeugs wäre, daß die spanischen Behörden einen Wink darüber erhalten hätten und daß deshalb den sämmtlichen Passagieren verboten worden sei, bis auf weiteres das Land zu betreten. Das war nicht besonders angenehm. Einige von den Herren an Bord waren sehr erzürnt darüber und verwünschten den Oberst White, der lang und hager, mit rothem Gesicht, mit einer irländischen Nase und unbekümmertem, sorgloſem Aussehen jetzt auf dem Verdeck erschien, dort auf und nieder spazierte und ihren zornigen Blicken gegenüber eine Cigarre rauchte. Er beabsichtigte, wie man sagte, nach Chagres zu reisen, um von da nach Californien abzugehen.

Sechs Stunden mußten wir wartend im Hafen liegen. Mir kam diese Zeit nicht lang vor. Der Anblick der Ufer und der auf denselben befindlichen Gegenstände war für mich entzückend; das Wetter war göttlich und wir hatten große Büschel von schönen goldenen Bananen an Bord. Artige Herren tractirten uns damit und

ich frühstückte mit Entzücken meine Lieblingsfrucht, die mir ebenso süß| und wohlthätig war wie die tropische Luft. Auch mit Zuckerrohr, welches von den Liebhabern ausgesogen wird, wurden wir bewirthet. Es war ein wahrhaft tropisches Frühstück im Sonnenschein im Hafen.

Endlich kam ein Boot mit der spanischen Flagge und mit mehren Militärpersonen, welche an Bord unsers Fahrzeugs stiegen. Der Oberst White wurde auf die Seite geführt und aufgefodert, sein Ehrenwort darauf zu geben, daß er das Ufer der Insel nicht betreten und seine Reise nach Chagres fortsetzen wolle, ohne das Schiff zu verlassen. Ich sah mehre von den Offizieren (schöne Männer mit feinen Zügen!) dem Freibeuteranführer — — — solche Augen machen! In diesen Blicken waren spanische Dolche.

Die spanischen Herren verließen das Schiff und nun durften wir unschuldigen Passagiere landen. Einige freundliche Herren sorgten beim Landen für mich; und das war sehr nothwendig, denn größere Schwierigkeiten, um ans Land zu kommen, als hier, kann es nirgend geben. Ich wurde von einem amerikanischen Gastwirth, Mr. Woolcott, übernommen, der mich und meine Sachen ans Land und dann durch das Thor und in sein Hôtel brachte, wo er unserm braven Capitän auf „the Philadelphia“ versprochen hatte, mich comfortabel zu halten. Und bald darauf saß ich dort, in einem hellen Saal mit Marmorfußboden, an einem ausgesucht besetzten Tische, in großer Gesellschaft, während die schöne Luft und das köstliche Licht durch die offenen Thüren und Fenster hereinströmte. Denn auf Cuba fürchtet man das Sonnenlicht nicht.

Hier erfuhr ich, daß Jenny Lind noch in Havanna war und erst in einigen Tagen abreisen würde. Ich schrieb deshalb einige Zeilen an sie und sandte ihr dieselben durch meinen jungen Landsmann Hörlin, der sich freute, der Briefträger zu werden. Es war Abends und

ich nahm bald darauf mein Licht und ein Glas Waſſer und ging die Treppe hinauf in mein Zimmer, um mich zur Ruhe zu begeben. Aber kaum war ich einige Treppenſtufen hinaufgeſtiegen, als ich unten meinen Namen von Jemand nennen hörte. Erſtaunt ſah ich mich um und ſah am Fuße der Treppe ein Frauenzimmer ſtehen, welches ſich auf das Treppengeländer ſtützte und mit freundlich ſtrahlendem Geſicht in die Höhe blickte. Es war Jenny Lind. Jenny Lind hier, und dieſer ſtrahlende, friſche, fröhliche Geſichtsausdruck, wie unvergeßlich für Den, der ihn einmal bei ihr geſehen hat! Der ganze ſchwediſche Frühling blüht darin. Ich freute mich. Vergeſſen war in einem Augenblick, was früher zwiſchen mich und ſie getreten war. Ich mußte augenblicklich hinuntereilen, mich über das Geländer beugen und ſie küſſen. Der junge angenehme Schwede Max Hjortsberg begleitete ſie. Ich ſchüttelte ihm die Hand, aber Jenny Lind nahm ich mit mir hinauf in mein Zimmer. Wir hatten uns nicht geſehen, ſeitdem ich in Stockholm mit ihr zuſammengetroffen war und ihr einen europäiſchen Ruf prophezeit hatte. Jetzt hatte ſie dieſen Ruf erlangt, und zwar in einem höhern Grade, als ihn jemals eine Künſtlerin erlangt hat; denn das Lob und die Lorbeern, welche ſie überall erntet, gelten nicht allein ihrer Sängergabe.

Ich verbrachte den größten Theil der beiden Tage, die ich noch in Havanna blieb, mit ihr zuſammen, theils in ihrer Wohnung, theils auf Spazierfahrten auf den ſchönen Promenaden hier herum, theils daheim bei mir, wo ich auch ihr Profil abzeichnete. Und — — — ich mußte ſie wieder ſo unendlich lieb gewinnen. Unter den Palmen auf Cuba ſprachen wir blos von Schweden und von unſern dortigen gemeinſchaftlichen Freunden und weinten zuſammen über ſchmerzliche Verluſte.

Wir ſprachen viel von alten Freunden und von alten Verhältniſſen in Schweden, ja, wir ſprachen eigentlich

von nichts Anderm, denn alles Andere, Ruhm, Ruf, Reichthum, was sie außerhalb Schwedens gewonnen hat, scheint in ihrer Seele nicht Wurzel geschlagen zu haben. Ich hätte gern Etwas davon gehört, aber sie hatte keinen Sinn dafür oder keine Lust darüber zu sprechen. Nur Schweden, ihre alten Freunde und religiöse Gegenstände standen in ihrer Seele hoch; und blos darüber wollte sie sprechen.

Ich werde in gewisser Beziehung nicht recht klug aus ihr. Aber eine ungewöhnliche und in mehren Fällen überlegene Natur bleibt sie immer, und so frisch schwedisch! Jenny Lind ist verwandt mit dem Trollhätta, mit dem Niagara und mit allen frischen unmittelbaren Naturmächten, und die Wirkung, welche sie hervorbringt, gleicht den Wirkungen dieser Naturgewalten.

Die Amerikaner sind entzückt von ihrer Wohlthätigkeit. Ich kann sie in dieser Beziehung nicht bewundern, sondern ihr nur Glück wünschen, daß sie der Neigung ihres Herzens folgen kann. Aber daß Jenny Lind bei all' der Macht, in deren Besitz sie sich weiß, bei all' der Gewalt, welche sie ausübt, bei all' dem Lob und der Verehrung, welche ihr so reichlich gezollt werden, und bei der Menge von Menschen, welche sie zu ihren Füßen gesehen hat, gleichwol dabei geblieben ist, auf etwas Höheres, als dies ist, emporzublicken, auf Etwas über sich zu blicken, gegen das sie sich selbst und alles Uebrige gering achtet — dieses Schauen, dieser Zug nach dem Höchsten und Heiligen, der unter mannichfachem Wechsel stets wiederkehrt und sich als eine vorherrschende Eigenthümlichkeit bei Jenny Lind herausstellt — das ist in meinen Augen das Größte, das Ungewöhnlichste uud das Beste bei ihr.

Sehr, sehr liebenswürdig und angenehm war sie gegen mich, ja, so, daß es mich rührte. Ich dachte nicht, daß wir unter den Palmen des Wendekreises einander so nahe kommen würden.

Mittags ſah ich bei ihr ihre ganze Reiſegeſellſchaft, Belletti, Mlle. Åhrſtröm, Herrn Barnum und deſſen Tochter u. ſ. w. Das beſte Verhältniß ſchien zwiſchen ihr und ihrer Geſellſchaft zu herrſchen. Sie rühmte Alle und rühmte beſonders Barnum's Benehmen gegen ſie. Sie hatte nun aufgehört, auf Cuba Concerte zu geben, und genoß die Ruhe, die ſchöne tropiſche Natur und die Luft. Für mich ſang ſie unaufgefodert (denn ich wollte ſie nicht bitten, zu ſingen) eins von Lindblad's Liedern: „Spreche ich, ſo hörſt du mich" u. ſ. w., und ihre Stimme erſchien mir ſo friſch und jugendlich wie früher.

Eines Tages brachte ſie mich im Wagen in den Garten des Biſchofs, eine ſchöne parkähnliche Anlage in der Nähe von Havanna, um mir einen Brotfruchtbaum und mehre andere tropiſche Gewächſe zu zeigen. Das zeugte von ihrem geſunden natürlichen Sinn. Abends fuhren wir auf die prachtvolle Promenade „el Paseo de Isabella seconda", die ſich gewiß eine halbe ſchwediſche Meile Wegs durch breite Alleen von Palmen und andern tropiſchen Bäumen mit einer Menge von Baumgruppen, Marmorbildſäulen und Springbrunnen hinzieht und einer der ſchönſten Spaziergänge iſt, den man ſich denken kann, beſonders unter Cubas klarem Himmel. Der Mond war neu und ſchwamm wie ein kleines Boot über dem weſtlichen Horizont. Jenny Lind machte mich auf ſeine Stellung aufmerkſam, die hier ganz anders iſt wie bei uns, wo der Neumond ſtets auf einer Spitze oder in ſchiefer Richtung über der Erde ſteht. Der ganze Umkreis des Mondes erſchien ungewöhnlich hell.

Der beginnende ſanfte Mondſchein auf den grünen wogenden Feldern mit ihren Gruppen von Palmen war unbeſchreiblich ſchön.

Ich glaubte zu bemerken, daß Jenny Lind ihres herumſtreifenden Lebens und ihrer Rolle als Sängerin müde war. Sie wünſchte augenſcheinlich ein Leben von

ſtillerm und tieferm Inhalt. Wir ſprachen vom — — Heirathen und vom häuslichen Leben.

Ganz gewiß ſteht Jenny Lind eine Veränderung dieſer Art bevor. Aber wird ſie dann auch ihre ganze Seele erfüllen, wird ſie ihr auch genügen? — Ich zweifle.

Geſtern reiſte ſie traurig geſtimmt und wenig glücklich in ihrem Herzen nach Neuorleans. Das Schiff, in welchem ſie abreiſte, war übervoll von Californienfahrern (man ſagte vierhundert), die nach Neuorleans zurückkehren wollten. Und Jenny Lind hatte ganz kürzlich gerüchtweiſe die Nachricht erfahren, daß der Capitän Weſt, der ſie von England nach Amerika übergefahren hatte, auf einer unglücklichen Reiſe über das Meer umgekommen war. Alles Dies drückte ſie nieder, und weder meine Aufmunterungen — ich ging an Bord des Fahrzeugs, um Abſchied von ihr zu nehmen, ihr meine Glückwünſche zu bringen und ihr einen Strauß Roſen zu geben — noch das Anerbieten des Capitäns, ihr ſeine Kajüte und ſeinen Salon zu überlaſſen, wo ſie auf dem Verdeck ungeſtört von allen Californienfahrern unter denſelben leben konnte, vermochte ſie aufzumuntern. Sie blieb bleich und wortarm. Meine armen Roſen ſah ſie kaum an, obwol ſie ſehr ſchön waren, die ſchönſten, die ich in Havanna hatte bekommen können. Aber als ich wieder in meiner kleinen Gondel ſaß und mich bereits von dem Schiffe entfernte, ſah ich Jenny Lind ſich plötzlich über die Brüſtung beugen, nach mir gewandt. Und alle ſchönen regelmäßigen Geſichter des Weſtlandes erbleichten vor der ſtrahlenden lebendigen Schönheit dieſes ausdrucksvollen Geſichts, das ich hier in Thränen gebadet, den Roſenſtrauß küſſend, einen ganzen Sommer von reichem, entzückendem, warmem und innigem Leben von ſich ſtrahlend ſah.

Und ſollte ich künftig Jenny Lind nie wieder ſehen, ſo werde ich ſie künftig ſtets ſo ſehen, ſie ſtets ſo lieben!

Ich bin nun seit sieben Tagen in diesem sehr guten, aber sehr theuern Hôtel. Ich bezahle fünf Dollars (zwanzig Thaler Reichsgeld) des Tages für vivre und für ein kleines Zimmer, das man sich nicht dürftiger denken kann; und in einigen Tagen soll ich sechs Dollars täglich bezahlen oder mein kleines Zimmer mit einem unbekannten Gast theilen. Denn in wenigen Tagen wird ein Dampfschiff mit neuen Gästen aus Neuorleans erwartet. Ich habe mich deshalb nach einer andern Wohnung erkundigt; aber es ist hier nicht wie in Amerika. Indessen haben freundliche Menschen, theils Deutsche, theils Engländer und Amerikaner, sich auch hier meiner angenommen und denken daran, mir Alles recht behaglich zu machen. Und in Folge ihrer Bemühungen werde ich morgen auf einige Tage eine ländliche Wohnung ganz in der Nähe des schönen bischöflichen Gartens beziehen, wo ich in aller Freiheit mit Cubas Bäumen und Blumen Bekanntschaft machen kann. Ist das nicht hübsch? — Ist mein kleiner Reise-Nisse nicht recht gut?

Meinen Tag habe ich bisher folgendermaßen verlebt:

Halb acht Uhr Morgens kommt Mrs. Mary mit einer Tasse Kaffee und einem kleinen Weizenbrötchen, das sehr appetitlich aussieht, zu mir herein. Mrs. Mary ist eine Irländerin, eine der trefflichsten, gewandtesten, sorgsamsten, frohlaunigsten und gutherzigsten Frauen, die man sich denken kann, und der größte Schatz dieses Hôtels, wenigstens für mich. Mrs. Mary's gute Laune und freundliche Fürsorge macht, daß ich hier ein gewisses heimisches Gefühl habe und mich ungemein wohl befinden würde, wenn es nur nicht so unmenschlich theuer wäre.

Nachdem ich meinen Kaffee getrunken und mein Brötchen gegessen habe, gehe ich aus, zuerst auf „la Plaza de Armas", auf welchem der Gouverneur, der Intendant und der Großadmiral, die drei großen Würdenträger der Insel, ihre Paläste haben, die drei Seiten des Platzes

einnehmen, während die vierte Seite durch eine umzäunte Baumpflanzung gebildet wird, durch deren Eisengitter man eine Marmorbüste auf einem Piedestal, und hinter derselben eine Kapelle sieht. Das ist der Platz, auf welchem Columbus die erste katholische Messe auf der Insel lesen ließ. Die Büste ist die seinige und steht mit der Kapelle als eine Erinnerung an den ersten Gottesdienst da. Mitten auf diesem Platze steht eine Marmorstatue — Karl's des Fünften, glaub' ich, und um dieselbe stehen einige hohe prächtige Königspalmen — wahre Könige unter den Palmen. Rings herum befinden sich kleine Quadrate mit andern Bäumen und Gebüschen. Unter denselben habe ich Bäume bemerkt, die Laub und Kronen fast ganz wie unsere Linden (nur nicht so groß) haben, und feuerfarbige Blumen, die unserer indianischen Kresse nicht unähnlich, aber dunkler an Farbe sind, sowie Gebüsche, welche Blüten von derselben Art haben und auf deren Zweigen kleine grüne zierliche Eidechsen herumspringen und mich ganz gemüthlich ansehen, wenn ich sie ansehe. Es gibt hier eine Menge weißer Marmorbänke, auf denen man im Schatten der Palmen sitzt. Aber sie gewähren nicht viel Schatten und man muß die Zeit und den Ort abpassen, wo ihre stolzen Kronen auf eine kleine Weile Schutz gegen die Sonne darbieten. Aber es ist ein Vergnügen, ihre Zweige rauschend im Winde wehen zu sehen; ihre Bewegungen sind so majestätisch und zugleich so graziös.

Hernach besuche ich eine Esplanade oder eine hohe Terrasse, „la Cortina de Valdez" genannt, längs des Hafens, der Festung Morro gegenüber, angelegt. Es ist eine beschränkte Promenade, aber mit der schönsten Aussicht. Und hier promenire ich, den Seewind trinkend, und sehe die Wellen des Meeres, wenn es auch noch so ruhig ist, sich in der hohen weißschäumenden Brandung an Morros Felsen brechen, welche die Unruhe des Meeres zurückstoßen und den Hafen ruhig

machen. Hier ſehe ich durch die Oeffnung des Hafens die weißen Segel über das große blaue Meer fliegen, ſehe kleine Eidechſen umherſpringen oder ſitzen und ſich auf der niedrigen Mauer längs der Esplanade nach dem Hafen zu ſonnen, ſehe weiße Tauben herabflattern und an einem weißen Marmorbaſſin unterhalb eines ſchönen Monuments zu Ehren Valdez', welches die Promenade ſchließt, trinken. Ein heller Waſſerſtrahl ſpringt ſtets aus der Marmorwand des Monuments in das Baſſin.

Gegen halb zehn Uhr bin ich wieder heim und nehme mein zweites Frühſtück in großer Geſellſchaft, in dem hellen Marmorſaal, an einem reich beſetzten Tiſche ein; aber ich verzehre außer dem Kaffee blos meinen lieben Carolinareisbrei und ein Ei. Hernach gehe ich auf mein Zimmer und ſchreibe Briefe, zeichne oder male bis zum Mittageſſen. Nachmittags kommt einer oder der andere von meinen hieſigen neuen Freunden und holt mich in einer „volante" (Cuba-Equipage) zu einer Spazierfahrt außerhalb der Stadt auf einer ihrer ſchönen ſtattlichen Promenaden ab. Abends nach dem Thee ſteige ich auf das Dach des Hauſes (welches, wie alle hieſigen Dächer, platt iſt und „Azoteon" genannt wird), von einer niedrigen Mauer oder ſteinernen Baluſtrade umgeben, auf welcher Urnen von einer grauen Steinart angebracht ſind, welche grüne erhabene Verzierungen und kleine vergoldete Bronzeflämmchen an ſich haben. Hier promenire ich allein bis ſpät in die Nacht und betrachte den Sternenhimmel über mir und die Stadt unter meinen Füßen. Das Morrolicht — ſo wird der Schein von dem hohen Feuer auf der Feſtung Morro genannt — wird angezündet und glänzt wie ein großer fortwährend ſtrahlender Stern mit dem hellſten Lichte über den Hafen und der Stadt. Die Luft iſt lieblich und ſtill oder vielmehr ſie athmet blos wie ein ſchlafendes Kind, und rings um mich her höre ich von Zeit zu Zeit das angenehmſte reinſte leiſe Gezwitſcher, nicht unähnlich dem Zwitſchern

der Sperlinge bei uns, aber reiner und sanfter erklingend. Man hat mir gesagt, daß dieses Zwitschern von den kleinen Eidechsen herrühre, die sich hier in großer Menge vorfinden und eine Stimme haben.

Die Stadt hat ein höchst eigenthümliches Aussehen. Die Häuser sind niedrig (nie über zwei niedrige Stockwerke hoch), und die Straßen so eng, daß eine Menge Leinwandtücher, die als Schilder für die Kaufläden dienen, über der Straße von einer Häuserreihe zur andern hängen. Die Mauern der Häuser, Paläste und Thürme sind blau, gelb, grün oder orangefarbig angestrichen und man sieht oft Frescomalereien darauf. Man fürchtet der Augen halber die weiße Farbe und das Blenden der Sonne auf derselben. Schornsteine und Rauchsäulen sieht man nicht. Ueberall platte Dächer mit steinernen oder eisernen Balustraden und Urnen. Ich begreife nicht, wohin Feuer und Rauch hier ihren Weg nehmen. Die Atmosphäre der Stadt ist hell wie Krystall. Die engen Straßen sind nicht gepflastert und wenn es regnet (wie es seit zwei Tagen schauerweise geschieht), so entstehen ungeheure Pfützen und Löcher; wenn es trocken ist, gibt es dagegen wieder sehr viel Staub. Schmale Trottoirs, selten breit genug, um zwei Personen aneinander vorübergehen zu lassen, sind längs der Häuser angebracht.

Auf den Straßen laufen und klettern in allen Richtungen eine Art von großen Insekten mit ungeheuern Hinterbeinen und langem Kopf, auf welchem sich ein langes schwarzes Horn oder eine thurmähnliche Erhöhung befindet, herum. So nämlich kamen mir anfangs die Cubanischen Equipagen oder Volants vor, welche die einzige Art von Gefährt in Havanna ausmachen. Und willst du sie in größerer Nähe betrachten, so sehen sie aus wie eine Art von Cabriolets, aber ihre beiden ungeheuern Hinterräder sitzen hinter dem Wagenkorb selbst. Letzterer ruht auf Federn zwischen den Rädern und dem Pferde, welches ihn zieht, und zum größern Theil auf

dieſem. Auf dem Pferde, welches ein gutes Stück von dem Wagenkorb entfernt iſt, reitet der Kutſcher, ſtets ein Neger, in großen hervorſtehenden Reitſtiefeln. Dieſer Kutſcher wird „Calashero“ genannt und iſt zuweilen ſammt dem reich mit Silber geſchmückten Pferde mehre tauſend Dollars werth. Die ganze Equipage iſt ungewöhnlich lang geſtreckt und erinnert an eine Schnake.

Wenn die Volante in großem Staate oder auch für längere Reiſen beſpannt iſt, hat ſie oft zwei auch drei Pferde. Das zweite Pferd wird dann von dem Calaſhero an der Hand geführt und läuft ein Stückchen vor dem Pferde, auf welchem er reitet. Iſt die Volante in großem Staate, ſo ſiehſt du zwei oder drei Signoras darin ſitzen, ſtets in bloßem Kopfe, zuweilen mit Blumen im Haar, mit entblößten Armen und Nacken, in weißen Florkleidern, wie zum Ball angezogen. Wenn drei Damen darin ſitzen, ſo ſitzt die jüngſte in der Mitte, ein wenig vor den beiden andern. Es iſt der ſchönſte Strauß von lebendigen Blumen. Man ſieht dergleichen oft auf den Promenaden Nachmittags, oder Abends auf La Plaza de Armas, wenn daſelbſt Muſik und große Verſammlung iſt. Nur ſelten ſieht man einen Schleier über einem Kopfe oder einem Nacken, faſt niemals einen Hut. Sieht man einen von beiden, ſo gehört er ſicher einer Ausländerin.

Ich dachte anfangs, wenn ich die wippende Bewegung einer Volante auf der Straße ſah: — „Das muß ein ſchrecklich unbequemes Fahrzeug ſein.“ — Als ich aber darin ſaß, war es mir, als ob ich mich auf einer Wolke wiegte. Ich habe nie eine ſanftere Bewegung gefühlt.

Die creoliſchen Damen (die Eingeborenen auf der Inſel) ſuchen keinen Schutz gegen die Sonne oder den Wind. Sie brauchen es aber auch nicht. Nach der Mittagszeit, wenn „la brise“ vom Meer her kommt, iſt die Luft nicht heiß, und die Sonne brennt hier we-

niger als auf dem festen Lande. Die Haut der Creolen ist bleich, aber nicht kränklich und hat eine weiche lichte Olivenfarbe, die bei ihren schönen dunkeln, aber dennoch weichen Augen ihr Aussehen sehr angenehm macht.

Die Geistlichen in großen Mänteln und mit großen seltsamen Hüten sieht man zu Fuße gehen. Der größere Theil der Bevölkerung auf den Straßen besteht aus Negern und Mulatten; auch in den Läden sieht man Mulatten als Verkäufer, besonders in den Cigarrenläden. Ueberall werden Cigarren geraucht, besonders eine Art von kleinen Cigarren oder Cigarritos. Die farbige Bevölkerung scheint sich im Tabacksrauch zu berauschen. Oft sehe ich Neger und Mulatten vor den Läden sitzen und mit der Cigarre im Munde schlafen. Der Calashero, wenn er vor einem Hause wartet, steigt ab, setzt sich in die Nähe seines Fahrzeugs, raucht und schläft im Sonnenschein ein.

Aber wohin nimmt all' dieser Rauch seinen Weg? — Man sieht nichts davon. Er muß von der Seeluft aufgezehrt werden.

Aber ich muß meinen Tag beschließen. Nachdem ich bis gegen Mitternacht auf dem Azoteon gesessen oder promenirt, die Luft, welche hier ein ganz eigenthümlich heilkräftiges, wohlthätiges Leben zu haben scheint, genossen und eine Banane, die eine gleich glückliche Wirkung hat, gegessen habe, gehe ich in mein Zimmer und lege mich dort in ein Zeltbett fast ohne Nachtkleidung zur Ruhe; aber ich ruhe vortrefflich darin und schlafe bei dem Hauch des Windes ein, der durch die offenen Eisengitter an der Thür und an den Fenstern spielt; denn Glas oder Laden gibt es nicht an den Fenstern.

Mein Zimmer hat, gleich einer andern Reihe von Zimmern, einen Ausgang auf das Dach. Dies ist sehr angenehm für mich, da ich zu jeder beliebigen Zeit daselbst frische Luft schöpfen kann und von meinem Dach

nur eine kleine Treppe bis zu dem eigentlichen Azoteon zu ſteigen habe. Das Azoteon iſt der vorzüglichſte Verſammlungsort der Familien in Cuba, wenn ſie Abends „la brise“ benutzen wollen.

Ich muß dir nun Einiges von den Familien mittheilen, die mich hier mit Güte aufgenommen haben. Darunter iſt zunächſt eine Familie Tolmè, ein hochgeachtetes Handelshaus in der Stadt, und ein junges Ehepaar, Herr und Frau Schaffenberg, Schwiegerſohn und Tochter von Herrn und Frau Tolmè. Herr Tolmè iſt ein Engländer, war früher Agent für das Haus Rothſchild in London auf Cuba und hat gegenwärtig ſein Geſchäft auf ſeinen Schwiegerſohn, Herrn Schaffenberg, übertragen. Herr Tolmè iſt ein alter jugendlicher Mann mit einem Aeußern und mit einem Benehmen voll Wohlwollen und guter Laune, ein fröhlicher und geiſtreicher Geſellſchafter. Seine Frau ſtammt von däniſchen Aeltern, iſt auf der däniſchen Inſel St.-Croix geboren, früher eine große Schönheit geweſen und iſt noch jetzt in einem Alter von etwa funfzig Jahren eine ſehr hübſche Frau mit feinen Geſichtszügen und mit einem Ausdruck von Güte, der mich entzückt. Das Haus iſt voll von ſchönen Kindern, vier Söhne und fünf Töchter. Beſonders ſind die Töchter ſchön und die beiden älteſten verheiratheten von ihnen ſind dabei auch ungemein liebenswürdig. Sie können der Feinheit ihrer ſchönen Geſichtszüge und der Anmuth ihrer Geſtalt halber mit Fanny und Charlotte Franzen verglichen werden; die jüngſte von ihnen iſt blond und reizend wie eine nordiſche Maid. Der älteſte Sohn des Hauſes hat aus England eine junge Schönheit als Hausfrau heimgebracht, blühend, wie es nur die Töchter Europas ſind; und das ganze Haus iſt voll von Schönheit, Liebe und Freude; Neuvermählte, Neuverlobte, Liebesgetändel und Liebesblicke in jedem Winkel. Die Familie hat außerdem einen heitern Umgangskreis, in welchem muntere Herren aus Europa,

Deutſche, Engländer, Schotten und Franzoſen, muſiciren und Heiterkeit erregen.

Vorgeſtern brachte mich die gute Frau Tolmè in ihrem Volante auf die Schaffenberg'ſche Villa in einem Dorfe, einige Meilen von Havanna entfernt. Daſelbſt war ein ſchöner geſelliger Kreis verſammelt — nicht eingeladen, ſondern verſammelt, weil gerade Empfangsabend im Hauſe war. Es gab darin „Tableaux vivants", Muſik und Tanz. Die ausgezeichnet ſchönen Frauen, wahrhaft entzückend in dem Coſtüme der lebenden Bilder, die artigen muntern Herren, die gute Muſik (die jüngern Schweſtern Tolmè ſingen ſehr ſchön), der cubaniſche Contretanz und deſſen Begleitung, ſo eigenthümlich, den Charakter und das Leben der Creolen ſo treu ſchildernd, dieſes weichliche, genußreiche, freudenvolle und doch wehmüthige Leben, in welchem das Wehen der Briſe und die Zweige der Palmen zu rauſchen und zu ſchaukeln ſcheinen, dieſer heitere freie Umgangston, die vielen verſchiedenen Sprachen, welche geſprochen wurden, der ſchöne Abend, die ſanften Nachtwinde, welche wehten, und die Sterne, welche durch die dunkle Nacht aus den geöffneten Thüren und Fenſtern hereinblickten — — — dies Alles machte dieſen Abend zu einem der ſchönſten und vollkommenſten Feſte, denen ich jemals beigewohnt habe. Nirgends war Mühe, nirgends Zwang zu bemerken; man ruhte, genoß und ergötzte ſich gleichzeitig.

Ich habe einige male des Morgens der Meſſe in der hieſigen Domkirche beigewohnt und dabei ein großes geiſtliches Schauſpiel und die geiſtliche Pracht in ihrem vollen Flor geſehen. Man glaubt ſich hier in der Zeitrechnung um drei Jahrhunderte zurückverſetzt. Betende ſah ich in der Kirche faſt gar nicht. Die Geiſtlichen marſchirten in einer Proceſſion herum, räucherten, zündeten Lichter an und nahmen verſchiedene kirchliche Ceremonien vor, aber augenſcheinlich ohne alle Andacht. Aber die Muſik betete; ſie war ſchön und voll inniger

Andacht. Ein frommes und begeistertes Gemüth hatte seine Seele in diese Musik gehaucht und ich betete mit demselben.

Die Domkirche ist schön und hell, obwol nicht groß. Es sind einige Gemälde darin, die mir Vergnügen machen. Eins derselben stellt die Geister im Fegefeuer vor; über den Flammen schwebt die Madonna mit dem Jesuskinde, voll Erbarmen herabblickend. Einige von den Seelen im Fegefeuer erblicken sie, werden von ihrer Schönheit entzückt und während sie dieselbe anschauen und unwillkürlich anbeten, erheben sie sich aus den Flammen, ohne es zu bemerken.

Ein anderes Gemälde stellt die heilige Jungfrau dar, auf der Erdkugel stehend. Ihr Blick ist im Himmel, ihr Gebet, ihre ganze Seele dort, und ohne daran zu denken, tritt sie mit den Füßen auf die Schlange, welche über die Erde dahin schleicht.

Diese Gemälde stammen augenscheinlich aus einer Zeit tiefen religiösen Lebens.

Die Gebeine Columbus' ruhen in der Domkirche. Eine weiße Marmorbildnerei an der Mauer in der Nähe des Chors bezeichnet den Platz. Sie enthält auch das Haupt des Columbus in Basrelief. Darunter sind mehre Symbole von sehr gewöhnlicher Bedeutung und unter denselben befindet sich eine Inschrift, matt, platt und schlecht stilisirt, des Inhalts, daß sein Staub hier ruht, daß aber sein Ruhm viele Jahrhunderte überdauern wird.

Ich besuchte eines Tages die Kirche in Begleitung von Mr. Vassar und stieß dort auf einen Jüngling, der zu den jungen geistlichen Zöglingen der Kirche zu gehören schien. Als er hörte, daß Mr. Vassar in Jerusalem gewesen war, wurde er sehr erfreut und zeigte sich so begierig, von dem Heiligen Grabe und von den Heiligen Stätten in der Nähe der Stadt Jerusalem zu hören, dabei aber auch so eifrig, uns alles Merkwürdige in der Kirche zu zeigen, daß es wirklich ein Vergnügen war,

ihn anzusehen. Dieser Jüngling hatte augenscheinlich ein noch unverdorbenes Gemüth und einen festen Glauben.

Gestern, bei einer großen Procession in der Kirche und beim Handkuß des Bischofs, der ein schöner Prälat mit fetten weißen Händen war, welche mit blitzenden Juwelen bedeckt waren, sah ich einen von den Großwürdenträgern (ich glaube, es war der Admiral) lachen, indem er die Knie vor dem heiligen Mann bog und sich anschickte, dessen Hand zu küssen. Aber allerdings lächelte der Bischof ebenfalls. Beide wußten, daß es nur ein Schauspiel war. Die Trachten der geistlichen und Beamtencorporationen, die in großen Lehnstühlen in der Kirche einander gegenüber saßen, waren pittoresk und so imponirend und kleidsam, wie Anzüge in unserer Zeit nur sein können. Und ich bin keineswegs unempfänglich für ihre Einwirkung, wenigstens so lange, als ich nicht bemerkt habe, daß sie betrügerische Masken sind.

Ich höre viele Klagen über die Regierung der Insel, über Monopolien, Ungerechtigkeiten und officielle Ränderein auf allen Seiten, sowol von Seiten der Beamten als der Sachwalter. Man sagt, daß sie buchstäblich „das Erbtheil der Witwen und Waisen verschlingen". Ich habe darüber fast unglaubliche Geschichten erzählen hören. Gegenwärtig hofft man viel Gutes von dem neuen Gouverneur, dem General Concha, der vor zwei Monaten aus Spanien hierher geschickt worden ist und ein braver ehrenwerther Mann sein soll. Der zuletzt abgesetzte Gouverneur zeichnete sich durch Plackereien aus, die ihn zu einem reichen Manne gemacht haben. Die Geistlichen sollen sehr ungeistlich leben; die meisten von ihnen sollen in offenbarem Streit mit ihrem Gelübde sein und die Religion ist hier — wie man sagt — vollkommen todt. Der Sklavenhandel wird fortwährend betrieben, obgleich im Geheimen. Die Regierung weiß es, allein sie empfängt dreißig bis funfzig Pesos (Dollars) für jeden Sklaven, der aus Afrika eingeführt wird und schließt

nicht blos die Augen gegen diese Einfuhr, sondern soll dieselbe sogar begünstigen.

Ach, daß dieses irdische Paradies von der alten Schlange so vergiftet sein muß!

Serro, 10. Febr.

Seit drei Tagen bin ich in einem Landhause, in einem kleinen ländlichen Dorfe oder Marktflecken (Serro), einige Meilen von Havanna, bei einer deutsch-amerikanischen Familie, Namens Schneidler, die mich freundlich eingeladen hat, einige Tage in ihrer Mitte zuzubringen, um Bekanntschaft mit dem Lande zu machen (was ich so sehr wünsche) und den schönen Garten des Bischofs zu sehen, der ganz nahe bei ihrem Landhause liegt. Ich habe ein kleines neugebautes Haus, das aus zwei luftigen Zimmern besteht, für mich ganz allein. Unten vor dem Fenster meines Schlafzimmers steht eine Gruppe üppiger Bananenbäume mit schönen Früchten und sammetweichen, hellgrünen, ellenbreiten Blättern, die im Winde hin und her wehen. Und dicht hinter den Bäumen rauscht ein kleiner Bergstrom. Hinter unserm kleinen Garten, demselben gerade gegenüber, sehe ich, von einer blau angestrichenen Mauer umschlossen, auf einem Hügel Gruppen von herrlichen Cocospalmen, Pappeln und Bambusbäumen emporsteigen; unter denselben springt in einem prächtigen Marmorbassin eine Wasserkunst. Das ganze Dörfchen besteht aus Gärten mit kleinen Wohnhäusern, und um dieselben sind weit ausgedehnte Felder mit zerstreuten Königs- und Cocospalmen und mehren andern Bäumen, deren Namen ich noch nicht kenne.

Die erste Nacht, die ich hier auf meinem kühlen Zeltbette zubrachte, den Strom rauschen, den Bananenbaum vor meinem Fenster säuseln hörte und die linden Nacht-

winde um mich her wie Engelsfittiche wehen fühlte, kam mir bezaubernd ſchön vor, ſo ſchön, daß ich kaum ſchlafen konnte. Ich mußte mehre male aufſtehen, um den Himmel und die Erde zu betrachten. Da ſah ich eine Conſtellation von unvergleichlicher Pracht und Glanz über den Hügel mit den Cocospalmen ziehen. War es das Schiff Argo oder war es das Sternbild des Schützen? — Ich weiß es nicht. Ich kenne die Sternbilder der ſüdlichen Hemiſphäre noch nicht, welche von hier aus ſichtbar ſind, und habe auch noch Niemand getroffen, der mir darüber hätte Auskunft ertheilen können. Man denkt hier viel mehr an Handel und Vergnügen als an die Sterne. Aber ganz gewiß habe ich noch nie eine prachtvollere Conſtellation geſehen.

Als die Morgenröthe mit ſchönen goldfarbigen und roſenrothen Federwolken kam, mußte ich wieder aufſtehen und ſie begrüßen. Da ſah ich den Morgenſtern über der Erde ſtehen, ſo wunderbar hell und groß. Er machte einen wehmüthigen Eindruck auf mich, ich weiß nicht warum. Er kam mir vor wie ein Auge voll klaren, aber ſorgenvollen Ausdrucks, ſtill, mit tiefem, reinem Ernſt auf die Erde herablickend. Er kannte die Sünden und Sorgen der Erde. Der helle Stern ſtand über der ſchönen Inſel wie das helle vorwurfsvolle Gewiſſen derſelben.

Es hatte ſeit mehren Tagen ſtoßweiſe geregnet und geſtürmt, aber der Morgen war hell und ſchön und ich wollte durchaus nach dem Frühſtück den Garten des Biſchofs beſuchen, der nur einige Minuten weit entfernt von Serro liegt. Mrs. Schneidler ſagte mir: — „Sie werden nicht dahin kommen. Sie bleiben in der Erde ſtecken, die gegenwärtig vom Regen aufgeweicht iſt.“ — Ich wollte ihr nicht glauben, ſondern machte mich auf den Weg. Aber ſie hatte Recht. Ich konnte wirklich nicht fortkommen; bei jedem Schritt blieben meine Füße in einem dicken röthlichen Erdſchlamm ſitzen, von deſſen

Beſchaffenheit ich früher gar keine Idee gehabt hatte. Ich mußte wieder umkehren und warten, bis die Sonne den Erdboden getrocknet hatte, was bald genug geſchah.

Die Regenſchauer, die mich auf Cuba trafen und mich ein wenig verdrießlich machten, ſind — wie man mir ſagt — Abſchiedsgrüße der naſſen Jahreszeit, die nun vorüber iſt und der trockenen, „la seca“, Platz macht, welche bis zum Monat Mai dauert. Geſtern war den ganzen Tag über Sonnenſchein, und heute, heute habe ich im Garten des Biſchofs, luſtwandelnd unter Palmen, Bambus und mannichfaltigen ſchönen tropiſchen Bäumen, ſowie unter prächtigen ungewöhnlichen Blumen und Schmetterlingen den herrlichſten Morgen gefeiert, einſam als alleiniger lobſingender Geiſt unter den ſtummen Naturgeiſtern. Ach, wenn der Schöpfer uns ſchon hier auf Erden ſolch eine Schönheit ſehen und uns ſolche Freuden empfinden läßt — was wird er dann nicht für Schätze von ſeinem Reichthum für ſeine aus dem Staube erhobenen, auferſtandenen Kinder jenſeit des Grabes haben!

Die Schönheit dieſer Bäume und Blumen und dieſer Luft läßt mich eine Herrlichkeit der Schöpfung, eine Fülle der Weſen und ein Gefühl des Naturlebens ahnen, welches Alles überſteigt, was ich bisher gekannt habe. Wenn die Natur in einer vollendeten Welt ein Lobgeſang der Schönheit, der harmoniſchen Größe und Lieblichkeit wird, warum ſoll man dann das Leben nicht empfinden, warum ſoll man nicht lobſingen? — — — Wir ſind zu wenig kühn, zu kleingläubig bei unſern Blicken in das Himmelreich jenſeit des Todes, zu wenig phantaſiereich in unſern Vorſtellungen von der Macht und Herrlichkeit des Schöpfers.

Cubas Palmenalleen, ſeine Wälder von Bambusbäumen, die gelben Jasmins, die ſich in duftenden Ranken von Baum zu Baum ziehen, und die liebliche Luft, vom reinſten Leben erfüllt, flüſterten mir Ahnungen und Gedanken über dieſen Morgen zu. Und ich ging allein

durch die ſtattlichen Alleen, in den ſchweigenden Wäldern, wo Hunderte von prächtigen Schmetterlingen, die mir bekannt waren, aus dem feuchten Graſe emporflatterten, und pries Gott im Namen aller Weſen. Wie glücklich war ich an dieſem Morgen!

— „Aber die Sklaven, die Sklaverei rings um dieſes Eden?“ — wirſt du ſagen. Ja, ich weiß es wohl. Aber die Sklaverei wird verſchwinden und die Ketten der Sklaven werden abfallen; allein die Güte und Herrlichkeit Gottes bleibet ewiglich. Ich lebte hier im Anſchauen derſelben; die Sklaven werden dies eines Tages ebenfalls thun.

Der Garten oder richtiger der Park iſt ſeit dem Tod des alten Biſchofs und ſeitdem ein entſetzlicher „hurricane“ (tornado) im Jahre 1846 das Haus der Biſchofs, von welchem gegenwärtig nur noch Ruinen da ſind, gänzlich zerſtörte und eine Menge Bäume und Statuen umſtürzte, ſehr vernachläſſigt. Aber ich freute mich über dieſen weniger cultivirten Zuſtand des Parks, denn derſelbe wurde dadurch einer ſchönen Natur ähnlicher.

Ich werde wol noch einige Tage hier bleiben, um den ſchönen Park zu genießen; dann aber reiſe ich wieder zurück nach Havanna, woſelbſt mich die liebenswürdige Familie Tolmè als ihren Gaſt eingeladen und ein Zimmer für mich eingerichtet hat. Dort will ich auch mit dem Botaniker Don Filippe Poé Bekanntſchaft zu machen ſuchen und von ihm ein wenig über die Bäume und Pflanzen der Inſel lernen. Und dann — — — werden wir ſehen, wie ſich die Sachen und Dinge für mich geſtalten wollen.

Geſtern war ich zum Mittageſſen auf der Schaffenberg'ſchen Villa. Es war ein ausgeſuchtes Mittageſſen, das auf der offenen, nach dem Garten zu gelegenen Veranda eingenommen wurde, von welcher wir eine herrliche Ausſicht über den Garten auf den dahinter liegenden Theil der Inſel hatten. Der Garten iſt, wie viele

andere schöne Gärten, die ich hier gesehen habe, sehr prächtig, aber steif. Palmen von mehren Arten, prächtige Blumen in Reihen längs der wohlgesandeten oder mit Steinen belegten Gänge, ein Marmorbassin mit Goldfischchen u. s. w. Ein kleiner zweijähriger Knabe ist der beste Schatz des Hauses.

Abends war ich bei der Familie Tolmè, sah junge Liebende und fröhliches junges Volk nach Herzenslust tanzen und hörte die bezaubernde cubanische Tanzmusik wieder. Diese letztere hat eine abgebrochene, seltsame, aber höchst lebensvolle rhythmische Bewegung. Mein freundlicher angenehmer Wirth Mr. Schneidler spielte auf dem Pianoforte mit deutschem musikalischen Geist.

Serro, 12. Febr.

Gestern war Sonntag, und obgleich unser kleines Dörfchen „Serro" nicht in die Kirche ging (denn es hat keine Kirche), so sah es doch ganz feiertagsmäßig aus, und beim Mittagessen hörte ich aus verschiedenen Richtungen her den lebendigen Rhythmus der afrikanischen Trommel, der den Schlägen beim Dreschen in unsern heimatlichen Dörfern nicht unähnlich ist, nur daß er hier mehr Leben verbreitet. Das war ein Zeichen, daß die freien Neger jetzt ihre Tänze auf ihren Versammlungsplätzen in der Umgegend hielten. Mein Wirth hatte die Güte, mich auf einen dieser Plätze ganz nahe bei unserm Serro zu begleiten. Hier, in einem Saale, der einem unserer Gasthofssäle glich, sah ich drei Neger, nackend bis zum Gürtel, mit wilden energischen Gestalten und Gesichtern, mit ebenso energischer Lebhaftigkeit die Trommel schlagen. Die Trommeln bestanden aus ausgehöhlten Baumstämmen, die oben mit Leder überzogen waren. Auf diesem ausgespannten Leder trommelten die Neger theils mit Holzstücken, theils mit den Händen — mit

den Daumen und mit den flachen Händen — mit einer merkwürdigen Fertigkeit, mit einer wilden artistischen Vollendung, ich möchte sie eine vollendete Naturkunst nennen. Sie trommelten, wie die Biene summt, der Vogel singt und der Biber baut. Takt und Rhythmus, welche bisweilen wechselten, waren sehr scharf; man kann sich keine natürlichere, vollkommnere, lebhaftere Bestimmtheit denken, als in diesem wechselnden gleichen Takt. Die Neger hielten ihre Trommeln zwischen den Knien. An den Händen trugen sie große Kugeln, inwendig mit kleinen Steinchen oder rasselnden Gegenständen gefüllt, auswendig mit einem Büschel Hahnfedern geschmückt. So viel Lärm als möglich hervorzubringen, schien eine Hauptsache zu sein.

Auch mehre tanzende Paare fanden sich ein, Damen von verschiedenen farbigen Schattirungen, in sperlingsgraue Gewänder gekleidet, die Männer (Neger) ohne Gewänder und fast ganz unbekleidet am obern Theil des Körpers. Ein Mann ergriff eine Frau bei der Hand und sie fingen an zu tanzen, sie mit niedergeschlagenen Augen sich auf einem Fleck herumdrehend, er sie mit einer Menge von zärtlichen Capriolen umkreisend, unter denen außerordentliche Umschwünge und Sprünge waren, die ihrer Kühnheit und Geschmeidigkeit halber für bewundernswürdig gelten konnten. Andere Neger stießen dabei dann und wann ein wildes Geschrei aus und schlugen mit Stöcken an Thüren und Wände. Die trommelnden Neger schwitzten und sahen ganz verzweifelt eifrig aus. Als sich der Saal mit Menschen zu füllen begann, wollte ich meinen Wirth und dessen kleine Tochter nicht länger darin zurückhalten; aber ich werde alles Mögliche aufbieten, um diese afrikanischen Tänze mit ihrem eigenthümlichen wilden Leben, so regellos und doch zugleich so rhythmisch, noch mehrmals zu sehen.

Während wir nach unserm Serro zurückkehrten, hörten wir von mehren Seiten her den wilden Ton der

Trommeln dumpf erklingen. Es ſind jedoch nur die freien Neger auf der Inſel, welche um dieſe Zeit ihre Tänze halten. Auf den Plantagen wird während der ganzen Dauer der „la seca“ Zuckerrohr gemahlen und die Negerſklaven dürfen deshalb kaum genügend ſchlafen, geſchweige denn tanzen. Allein auf Cuba gibt es eine ganze Menge freier Neger.

Als wir wieder ins Dorf kamen, begegneten uns zwei junge Männer, die im Gehen eine heitere Melodie auf Guitarren ſpielten; ſie wurden von mehren andern jungen Männern begleitet. Auf dieſe Weiſe werden hier Geburts- oder Namenstage gefeiert. Eine ſchöne, poetiſche Sitte!

Ich bin hier viel herumgelaufen und habe mehre von den ſchönen Bäumen der Inſel kennen gelernt. Unter dieſen muß ich dir beſonders den Ceibabaum vorſtellen, eine der höchſten und ſchönſten Baumarten auf der Inſel. Er ſchießt mit einem ſtarken weichen Stamm, höher als die Palmen und ohne alle Zweige in die Höhe, bis er plötzlich drei bis vier ſtarke Arme in horizontaler Richtung mit Biegungen faſt wie bei der Eiche, aber weicher, ausbreitet. Dieſe Arme theilen ſich in mehre Zweige und tragen die ſchönſte Krone von ſchattigem, fingerartig getheiltem, ſaftgrünem Laub. Es iſt einer der ſchönſten Bäume, die ich jemals geſehen habe, und ich weiß in der That nicht, mit welchem andern Baum ich ihn vergleichen möchte.

Allein dieſer ſchöne Baum hat ſeinen neidiſchen Feind. An den kleinen thautropfenähnlichen Auswüchſen, mit denen ſich ſein Stamm bedeckt, ſetzt ſich gern eine Schmarotzerpflanze an, die den Baum allmälig umſchlingt und endlich tödtet.

Weiter erwähne ich die ſchönen dunkelgrünen Bäume Mammai Colorado und Mammai San Domingo — gegenwärtig mit Früchten bedeckt, die ſo groß wie Aepfel ſind, von außen graubraun und inwendig mit einem

rothgelben, sehr süßen, aber nach meiner Ansicht geschmacklosen Fleisch gefüllt — und den Sapotäbaum, ebenfalls mit dunkelgrünem Laub und braunen Früchten von der Größe kleiner Apfelsinen und gleich diesen sehr süß, voll von Saft und höchst angenehm von Geschmack. Der Mangobaum hat eine dichte laubreiche Krone, die mich hinsichtlich ihrer Gestalt und ihrer Dichtheit an unsern Kastanienbaum erinnert. Seine Früchte sind jetzt grün, hängen mehre an einem Stiel herab und gleichen an Gestalt kolossalen Mandeln. Sie sollen, wenn sie reif sind, sehr schön goldgelb werden, werden Cuba-Aepfel genannt und sind auf der ganzen Insel sehr beliebt. Der Mangobaum gewährt einen dichten, undurchdringlichen Schatten. Die Tamarinde dagegen breitet sich über deinem Haupt wie ein feiner, dünner, gestickter, grüner Schleier aus, durch welchen du den blauen Himmel siehst. Er trägt Schoten und kleine Bohnen, die einen säuerlichen, aber sehr angenehmen und frischen Geschmack haben.

Der Gourdbaum oder Calabashbaum (Nb. Ich nenne dir den Namen des Baumes, wie ich denselben hier nennen höre; denn ein botanisches Werk steht mir hier nicht zu Gebote) gleicht an Wuchs einem Apfelbaum, hat seine Zweige dicht mit Laub bewachsen bis an den Stamm und trägt große kugelrunde Früchte ohne Stiel. Diese Früchte, die so groß wie Menschenköpfe werden können und eine sehr harte Schale haben, versehen die armen Leute mit ihrem nothwendigsten Hausgeräth und gewähren ihnen, wenn sie zerspalten werden, Schalen, Schüsseln, Teller, Trinkgefäße, Waschgefäße, Gelten, Kellen, Alles in Allem. Die Frucht des Calabash oder Gourd ist namentlich für Neger der vornehmste Hausrath, und es ist auch die Frucht des Calabash, die ihre Hände ziert und das Vergnügen und den Lärm bei ihren Tänzen vermehrt.

Ich könnte dir noch mehre Bäume nennen, aber von mehren kenne ich auch die Namen noch nicht. Doch muß ich dir mittheilen, wie mein geliebter Bananenbaum

Blüten und Früchte anſetzt; denn das iſt eine eigenthümliche Geſchichte, die mir lange zu ſchaffen gemacht hat, wenn ich ſie aus der Entfernung angeſehen habe, und die ich hier in der Nähe ſtudirt habe.

Du ſiehſt den Bananenbaum — du wirſt ihn in meinem Album ſehen — einen Baum von niedrigem Wuchs mit palmenähnlicher Krone, nicht ſehr hoch über deinem Haupt. Der Stamm ſteigt gerade empor, von Hülſen umgeben, welche allmälig abfallen, ſowie der Stamm empor wächſt, und dem Baum ein etwas abgeſchabtes und welkes Anſehn geben. Sobald der Baum eine Höhe von vier oder fünf Ellen erreicht hat, wächſt er nicht höher, aber er entrollt und breitet eine Krone von langen (zwei bis drei Ellen langen) breiten, hellgrünen, ſammetweichen Blättern aus, die ſich beim Wehen der Luft beugen und graziös bewegen. Die Luft geht jedoch nicht lange artig mit ihnen um, ſondern zerſchlitzt die Blätter auf beiden Seiten des ſtarken Blattnerven oder der Sehne in viele Theile, durch welche das Laub oft einen zerlumpten Anſchein erhält; allein es behält doch trotz dieſer Fetzen noch ſeine weiche Anmuth und ſeine ſchönen Bewegungen. In der Mitte der Blätterkrone ſchießt auf einem Stengel eine Knospe empor, die einer ſehr großen grünen Blumenknospe gleicht. Dieſe Knospe ſchießt ſchnell empor, wird ebenſo ſchnell zu ſchwer für ihren Stiel, und der letztere beugt ſich unter ihrer Laſt. Die Knospe hängt nun nach dem Stamm herunter und wird ungefähr ſo groß wie eine Cocosnuß; an Geſtalt gleicht ſie einer Roſenknospe und hat eine dunkle gräuliche Farbe. Faſt auf allen Bananenbäumen, auch auf denen, welche reiche Büſchel von reifen Früchten trugen, ſah ich dieſe ungeheuern gräulichen Knospen und war nicht wenig neugierig, ſie in größerer Nähe zu beſehen. Nun wirſt du ſehen! Eins von den äußern Blättern der Knospe oder ein Blattſchirm löſt ſich davon los oder öffnet ſich leiſe an der Spitze und

du ſiehſt die nach innen gekehrte Seite deſſelben in dem ſchönſten Zinnoberroth ſtrahlen und in ſeiner Tiefe ſiehſt du in dicht geſchloſſenen Reihen ſechs oder ſieben kleine hellgelbe Figuren hervorblicken, kleinen Hühnerchen nicht unähnlich und den kleinen küchleinartigen Figuren in den Päonien ſehr ähnlich. Der Blattſchirm öffnet ſich dem Lichte und der Luft immer mehr und die kleinen hellgelben Küchlein gucken immer weiter hervor. Allmälig trennt ſich das Blatt mit ſeiner kleinen Familie ganz und gar von der Knospe und es zeigt ſich zwiſchen beiden ein Stück nackter Stiel. Die kleinen Küchlein gucken nun mit ihren hellgelben Blumenſchnäbelchen hervor und ſtrecken ihre Zungen (ſie ſind Didynamiſten) heraus, um Sonne und Luft zu trinken. Aber noch immer erhebt ſich das Blatt über ihren Häuptern wie ein ſchützender Flügel, wie ein beſchattendes Dach. Noch iſt die Sonne zu heiß für die Kleinen. Aber ſie wachſen immer mehr. Sie fangen an ſich zu runden, ſie ſtrecken ihre Bruſt heraus und heben ihre Köpfe immer mehr nach oben. Sie wollen ſelbſtändig werden; ſie wollen die Sonne ſehen; ſie brauchen das alte Dach nicht mehr. Dann löſt ſich das Blatt, das ſchöne mütterliche Blatt, und fällt herab zur Erde. Ich habe dieſe Blattſchirme oft unter den Bananenbäumen auf der Erde liegen ſehen, ſie aufgehoben und mit inniger Bewunderung betrachtet. Man möchte von ihnen ſagen, daß ſich ein Tropfen Blut aus einem liebenden Mutterherzen ergoſſen hätte. Die Jungen, die Küchlein, brüſten ſich nun ſtolz; die Bruſt auswärts, den Rücken nach innen gewendet, den Kopf und die Schnäbel in die Höhe gerichtet, ſtehen ſie da und umgeben kranzförmig den Stiel, auf welchem ſie binnen acht bis vierzehn Tagen zu lieblichen Bananenfrüchten reifen und abgeſchnitten werden.

Der ganze, ſchwere, mit dunkelm Purpur gefärbte Knospenkopf iſt eine dichte Zuſammenſetzung von ſolchen Blatthülſen, die dergleichen Küchlein umſchließen. So

löst sich ein Blatt nach dem andern und fällt ab, so wächst ein Knäuel von jungen Früchten nach dem andern, bis der dicke Stiel rings von ihnen umkränzt ist. Aber stets bleibt noch ein guter Theil des Knospenkopfes übrig, denn er kommt während des Jahres, welches ein Bananenbaum lebt, nie dazu, seinen ganzen innern Reichthum zu entwickeln. Er lebt nämlich nur ein Jahr, trägt während desselben Früchte und stirbt dann. Doch gibt er wieder einer zahlreichen Familie von kleinen Schößlingen das Leben, die zu seinen Füßen aufwachsen und von denen die ältesten bereit sind, zu blühen und Früchte zu tragen, sobald der Mutterbaum abgestorben ist.

Das ist die Geschichte des Bananenbaumes, „Musa Paradisiaca", wie er in der Flora des Wendekreises genannt wird. Und gewiß war dieser Baum im ersten Paradiese heimisch, in welchem Alles gut war.

Etwas Hübscheres und Vollkommneres als diese kleinen Schößlinge, die Bananenkinder, kann man sich kaum denken. Sie sind vollkommene Abbilder des Mutterbaumes im Kleinen; aber der Wind hat keine Gewalt über ihre jungen Blätter. Diese stehen unter den Flügeln des Mutterbaumes in paradiesischer Ruhe und Schönheit da.

Man hat versucht, den Bananenbaum in dem südlichen Theile von Nordamerika anzupflanzen, wo so viele Bäume aus fremden Zonen gedeihen. Allein der Bananenbaum will dort nicht recht gedeihen, seine Früchte wollen dort nicht reifen. Er verlangt eine gleichmäßigere, lieblichere Wärme. Er will die paradiesische Luft des Wendekreises nicht verlassen.

Gebratene Bananen sind auf dem Frühstückstisch der Creolen ein ebenso gewöhnliches Gericht wie Brot und Kaffee. Allein ich esse sie nicht anders als roh.

Die Frauen hier zu Lande haben wenig Beschwerde mit der Haushaltung. Die Köchin, stets eine Negerin (wenn die Familie keinen Koch hat, der dann ein Neger

iſt), empfängt wöchentlich eine gewiſſe Summe Geld, für welche ſie den Mittagstiſch der Familie zu beſorgen hat. Sie geht auf den Markt und kauft ein und wählt aus, was ſie für das Beſte hält oder was ſie für gut befindet. Die Frau im Hauſe weiß oft nicht eher was die Familie Mittags zu eſſen bekommt, als bis das Mittageſſen auf den Tiſch geſetzt wird. Und ich kann mich nur darüber wundern, wie die Hausmütter dieſe Angelegenheiten mit ſo großem Vertrauen ihren Köchinnen überlaſſen können und wie Alles ſo gut geht. Aber die Neigung und das Vergnügen, für die Küche zu ſorgen, iſt bei den Negern allgemein und ſie ſetzen eine Ehre darein, gute Mittageſſen auftragen zu laſſen.

Mrs. Schneidler ſitzt und lieſt Vormittags mit ihren beiden kleinen Mädchen in einem Saal, der offene Thüren auf die Piazza hat und von da auf die Gaſſe und auf die Heerſtraße. Und wenn die Landleute (ſie werden hier „monteros“ genannt und ſind ſtets Männer) mit ihren kleinen Pferden kommen, ſchwer belaſtet mit grünem Gemüſe, Früchten und Federvieh, dann hält Einer oder der Andere vor der Thür und ruft „la señora“ und fragt, ob ſie Dies oder Jenes haben will. Sie erwidert dann ein paar Worte in der melodiſchen ſpaniſchen Sprache, und die Sache iſt mit wenigen Worten abgemacht, ohne daß ſich „la señora“ von der Stelle zu bewegen braucht.

Das Leben könnte hier ſehr leicht ſein. Abends, nach dem Thee, ſitzen wir in Schaukelſtühlen auf der Piazza, ſo dünn gekleidet, wie es ſich ſchicklicherweiſe thun läßt, und genießen die Luft und das ſüße „far niente“. Alles iſt dann ſtill in dem kleinen Dorf. Hier zu athmen heißt leben und genießen.

Meine guten Wirthsleute haben mich in einige prächtige Gärten der Ariſtokratie in der Nachbarſchaft geführt. Sie ſind prachtvoll, aber ſteif, Alles ſteht in Reihen auf ſandbeſtreuten Wegen. Und die von Natur regelmäßigen

Formen der tropischen Bäume tragen zu dieser Steifheit bei, wenn sie nicht mit einem gewissen poetisch-artistischen Sinn gruppirt sind. „El conde Hernandinos“ schöner Garten hatte jedoch einen in solchem poetisch-artistischen Sinn gepflanzten Kreis von Königspalmen. Das war die schönste Säulenrotunde, die man sich denken konnte. Kronen, die sich oben aneinander schlossen und ihre Zweige ineinander schlangen, bildeten einen riesenhaften grünen Kranz, wehend und säuselnd im Winde, während das blaue Himmelsgewölbe hindurchglänzte.

An jedem Morgen bin ich im Garten des Bischofs herumgewandelt. Allein eines Morgens wurde ich darin von ein paar halbnackten, schrecklich aussehenden Negern verfolgt, die wahrscheinlich witzige Reden führten und mich anbettelten; allein ich verstand sie nicht und sie störten mich in meinem Wohlbehagen. An einem andern Morgen befand ich mich — ich weiß nicht, von welchem Gericht, das ich verzehrt hatte — so schlecht, daß mich die Freuden des Paradieses nicht hätten rühren können. An einem dritten Morgen war ich frei und gesund und genoß das Leben wieder, aber doch nicht in dem Maße wie am ersten Morgen. Allein es bedurfte dessen auch nicht. Ein einziger solcher Morgen genügt zu einer unauslöschlichen Erinnerung.

In jeder Nacht habe ich die große prachtvolle Constellation über dem Palmenhügel wieder begrüßt und den stillen, wehmüthigen, hellen Blick des Morgensterns auf die Erde gesehen. Diese Nächte bei dem Rauschen des Bergstromes und bei dem Säuseln der Bananenbäume — — — ich werde sie nie vergessen.

Heute Morgen war Mrs. Schneidler mit mir im Park. An einem schönen Bambusbaum waren spanische Verse eingeschnitten. Ich bat Mrs. Schneidler, mir dieselben zu übersetzen. Sie konnte es nicht, denn sie enthielten — — — „die gröbsten Unanständigkeiten“. Wieder die alte Schlange!

Auf dem Lande in hiesiger Umgegend sieht man kleine Gehöfte, alle mit Häusern, die von Palmenholz gebaut und mit trockenen Palmenblättern bedeckt sind. Das spitzige Dach derselben ist oft höher als die ganze Hütte. Aber alle Wohngebäude auf der Insel sind niedrig, der Orkane willen, welche dieselben sonst jedenfalls zerstören würden. Mehre kleine Negerhütten haben auch Wände von Birkenrinde oder von zusammengeflochtenen Reisern.

Der Palmbaum ist der vornehmste Baum für die hiesigen armen Leute. Er gewährt ihnen Baumaterial für ihre Häuser, wie ihnen der Calabash ihr Hausgeräthe gibt. Diese kleinen Gehöfte sehen eigenthümlich aus, obwol sie nicht großartig sind. Aber sie schmücken die Landschaft durch ihren eigenthümlichen Charakter.

Man hat mir hier manchen Vorfall von dem letzten Orkan erzählt. Man hat mir hier in der Nähe einen Platz gezeigt, auf welchem ein kleiner Bauerhof gestanden hat. Im Wohnhause desselben war beim Ausbruch des Orkans die ganze Familie versammelt, zwölf Personen an der Zahl. Der Orkan erschütterte das Haus. Der Hausvater foderte die Seinigen zum Gebet auf. Alle warfen sich rings um ihn auf die Knie; er stand aufrecht mitten in der Stube und betete im Namen Aller. Da riß der Sturm eine Oeffnung ins Dach und in demselben Augenblick stürzte das ganze Haus zusammen, ließ ihn allein aufrecht stehend und unverletzt, begrub aber seine Hausfrau, seine Kinder und seine Sklaven unter den Trümmern. Niemand außer ihm kam davon.

Morgen werde ich nach Havanna zurückkehren. Könnte ich doch den lieben freundlichen Menschen, die mir hier durch ihre Gastfreundschaft so viel Vergnügen bereitet haben, auch einmal ein Vergnügen bereiten. Ich verlasse sie mit Wehmuth, besonders das jüngste allerliebste kleine Mädchen, die liebe schwarzäugige Ellen!

Havanna, 15. Febr.

Wieder hier! Wärme ist zwar eine hübsche Sache, aber zu viel ist doch — — zu viel! Und diese Wärme ist wirklich zu groß für Leib und Seele. Sie können sich beide vielleicht gesund erhalten; aber man wird ganz schachmatt. Ein feiner Sandstaub dringt zwischen den Jalousien hindurch von der Straße herein, erfüllt die Luft im Zimmer und legt sich auf alle darin befindlichen Gegenstände. Der Abend ist die einzige Zeit des Tages, zu der man ein wenig frei athmen kann, theils draußen in der Luft, theils in den luftigen Galerien im Hause und im Hofe.

Ich wohne jetzt im Hause der Familie Tolmè „Calle (Straße) de Obra Pia", wo die gute Frau Tolmè ein Zimmer für mich in Ordnung gebracht hat und mütterlich für mich sorgt. Sie gehört zu den schönen mütterlichen Naturen auf Erden und Alle im Hause lieben sie. Ich liebe sie auch deshalb, weil sie von den Negern geliebt wird, eine mütterliche Beschützerin der Sklaven ist, bei allen Gelegenheiten offen Partei für den Charakter der Neger nimmt und eine Menge schöner Züge von ihrem Edelmuth, ihrer Treue und Gutmüthigkeit zu erzählen weiß. Einen Theil des Vormittags hindurch sitzt sie ganz patriarchalisch und näht, von ihren Sklavinnen und von ihren jungen Kindern umgeben, die sie lesen lehrt, in einer der langen offenen Galerien, woselbst sie auch Besuche annimmt und Anordnungen für die Küche und für die Toilette austheilt. Abends sammelt sich in der Galerie und im Vorzimmer der große Familien- und Freundeskreis um sie. Dann kommen die beiden jungen schönen Frauen, ihre Töchter, mit ihren Männern, Beide Deutsche, und einer von ihnen sehr musikalisch. Dann kommt der englische Consul und Mr. Crawford mit seiner schönen jungen Frau, auch einer Tochter von Mrs. Tolmè aus ihrer frühern Ehe. Da sind die beiden

Verliebten, der älteste Sohn des Hauses und seine junge blühende Gattin; da ist das neuverlobte Paar, Luisa Tolmè, noch ein halbes Kind, und ihr Bräutigam, ein junger Schotte, sehr verliebt und sehr liebenswürdig; da sind die jüngern Söhne und Töchter des Hauses und der jüngste darunter, mein kleiner ernsthafter Maestro in der spanischen Sprache, der dreizehnjährige Giulio, mit der kleinen Emely, reizend und graziös, wie wir uns eine Lichtelfe denken. Dann kommen andere Freunde des Hauses und man spielt und tanzt und singt. Aber der verliebte Bräutigam sitzt neben seiner jungen Braut und sieht sie an und will nicht, daß sie tanzen oder seine Seite verlassen soll.

Die Einrichtung des Hauses ist sehr eigenthümlich und man muß sich daran gewöhnen, um sich dabei wohl zu befinden. Alles im Hause ist darauf berechnet, so viel frische Luft und so viel Zugluft, wie möglich, zu haben. Lange Galerien mit halbrunden, langausgedehnten Säulengängen öffnen sich nach dem Hofe zu, und zwar hier im Hause auf allen vier Seiten. Auf diesen Galerien lebt und bewegt sich der Haushalt in einer Art von öffentlichem Leben. Man ißt Mittag, man nimmt Besuche an, die Frau im Hause näht, umgeben von ihren Sklavinnen, und erzieht die Kinder, das Hausgesinde wäscht die Kleider oder verrichtet andere häusliche Geschäfte — — Alles in diesen offenen Galerien, in denen die Menschen so ungehindert wie der Luftzug circuliren. Innerhalb dieser Galerien, welche gewöhnlich einen Fußboden von Marmor haben, liegen die Schlafzimmer, durch Jalousien von den Galerien getrennt. Die Fenster nach der Straße heraus sind im obern Stock ebenfalls durch Jalousien verschlossen; im untern Stock haben die Fenster eiserne Stangen oder Gitter und hinter diesen blos einen Vorhang, der des Nachts herabgelassen wird. Während des Tages ist der Vorhang nicht sichtbar, und die vergitterten Fenster geben den

Wohnungen von der Straße aus ein trübes, gefängnißartiges Aussehen. In den vornehmern Häusern sind die eisernen Fenstergitter jedoch mit Zierathen versehen und man sieht nicht selten hinter diesen Gittern reizende Señoras, die sich auf einem Schaukelstuhl wiegen und mit einem prächtigen Fächer Kühlung zuwehen. Glasfenster erblickt man nirgend. Die eben beschriebene Bauart der Häuser und Zimmer läßt der Luft überall freien Zutritt, und die Luft Cubas kann nicht anders als willkommen sein; aber mit ihr findet sich hier in Havanna eine Masse von Staub ein, welcher der Reinlichkeit ebenso hinderlich ist wie dem Wohlbehagen.

Geht man hinaus in die Stadt — und ich bin an diesen Abenden ganz allein häufig herumgewandert — so sieht man überall durch Arkaden und halbdunkle Gänge in die Häuser und in die Haushaltungen, deren Gestalten sich in einem lockenden clair obscur zeigen. Sie erscheinen und verschwinden. Wohin du siehst, eröffnen sich neue „vistas“, neue Gemälde in dunkeln Gängen unter Säulenhallen, die mit Frescogemälden von Früchten oder Bäumen geschmückt sind. Aber du siehst Alles in halbem Licht. Die Oeffentlichkeit hat ein Geheimniß in der Tiefe, und vor den offenen Fenstern des Hauses steht ein eisernes Gitter.

In den Gebäuden der Stadt zeigt sich eine große Mischung von Regelmäßigem und Unregelmäßigem, von Altem und Neuem, von Pracht und Verfall. Neben dem elegant gewölbten Säulengange und der prächtig bemalten Mauer zeigt sich eine halbverwitterte Wand, deren Frescogemälde fast verlöscht oder sammt dem Mauerputz abgefallen sind. Und die alte Mauer wird nicht ausgebessert und das alte Gemälde nicht aufgefrischt. Dies Alles, die Gesichter und das Treiben der farbigen Bevölkerung und das schweigende Hinundherfahren der Volanten zwischen den Häuserreihen gibt der Stadt Havanna ein eigenthümlich interessantes und romantisches

Leben, ungleich dem Leben anderer Städte, die ich gesehen habe, und besonders ungleich dem Leben in den Städten Englands und Nordamerikas.

Wir haben gegenwärtig Mondschein und ich muß dessen Klarheit und Durchsichtigkeit bewundern. Unser Mondschein in Schweden ist zwar ebenso hell, aber er hat eine kältere und blauere Färbung. Hier ist das Licht hellgelb und kommt mir fast rosenfarbig vor. Man hält hier das Mondlicht für gefährlich und geht nicht gern entblößten Hauptes bei dessen Schein.

Einige Abende habe ich mit dem guten Tolmé'schen Ehepaar (dem ältern) der Musik auf La Plaza de Armas beigewohnt. Elegante Señoras mit leichten Mantillen über ihren blumengeschmückten Häuptern wandeln dort mit artigen Caballeros in der Ronde unter den herrlichen Königspalmen oder sitzen plaudernd auf den Marmorbänken, während die Musik cubanische Contretänze spielt oder Märsche und Pièces aus Opern. Ein schönerer Festsaal als dieser Platz mit seinen Palmen und Palästen unter Cubas Mondschein und mildem strahlenden Himmel läßt sich nicht leicht denken. Schöne romantische Gestalten und romantisch-schöne Anzüge habe ich daselbst auch gesehen. Der durchsichtige spanische Schleier ist, sowie der Mondschein, ein Talisman, der durch sein mystisches Halblicht das Häßliche verbirgt und das Schöne erhebt.

Eines Tages führten mich meine liebenswürdigen Wirthsleute in ihrem Wagen in ein Dorf oder in einen Marktflecken Namens Guanavacoa, welches der älteste Ort auf der Insel sein soll und noch Erinnerungen an die ersten Eingeborenen der Insel, die sanften und friedlichen Indianer, aufbewahrt, welche Cuba bewohnten, als die Spanier dahin kamen. Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten Cubas, daß seine Eingebornen so mild wie sein Klima waren; und noch heute übt das Klima seinen Einfluß auf die Eingeborenen aus. Die Creolen sind sanft und gutmüthig. Es gibt auf der Insel keine giftige

Pflanze und kein giftiges Thier. Auch die eingeborenen Bienen haben kein Gift in ihrem Stachel. Die barbarischen Handlungen der Spanier auf der Insel haben die Natur derselben nicht zu vergiften vermocht. Das Blut ihrer hingeschlachteten ältesten harmlosen Bewohner schreit noch aus dem Boden; aber dieser Schrei klingt wie eine schöne Melodie; er hat Cubas schönstes Thal „Yumori“ getauft.

Unter den Erinnerungen, welche die Indianer in Guanavacoa zurückgelassen haben, befindet sich auch eine Art von thönernen Krügen, die sie aus einer Art von porösem Thon in der Nähe fabricirten und noch gegenwärtig fabriciren. Sie werden auf Cuba allgemein benutzt, um das Trinkwasser in den Zimmern kühl zu erhalten. Das Wasser verdunstet durch den porösen Krug, um welchen man ein Tuch wickelt, welches sich stets naß erhält. Das Wasser, welches durch ein Rohr daraus getrunken wird, hält sich dadurch frisch, wenn auch — wenigstens nach meiner Ansicht — nicht kalt. Und der Mangel an gutem Trinkwasser ist auf Cuba ein großer Mangel. Man wendet daselbst noch kein Eis an, um das Wasser abzukühlen, außer in den großen Hôtels in Havanna.

Es war ein schöner Tag, an welchem wir nach Guanavacoa fuhren, und die Fahrt war schön. Aber ich konnte sie nicht recht genießen. Ich war abgespannt von zwei durchwachten Nächten, in denen ich der Hitze und der Mückenstiche halber nicht hatte schlafen können. Ich sah daher Alles in einem halbschlafenden Zustande. Des kleinen Dorfes oder Marktfleckens erinnere ich mich wie eines Miniaturbildes von Havanna; die Häuser waren ganz auf dieselbe Weise gebaut und angestrichen und hatten dieselben Dächer und mit Urnen geschmückten Azoteos, nur alle niedriger und kleiner. Das Land zeigte sich als ein weit ausgedehntes wallendes Gefilde mit Palmen und kleinen Gehöften überstreut, und im

Hintergrund nach dem Innern der Insel zu erblickte man die Gebirgskette, welche Cuba von Osten nach Westen durchschneidet und überall in dieser Landschaft einen großen hervorstechenden Zug bildet. Ihre höchsten Spitzen Potullo und Cobre sollen über achttausend Fuß hoch sein.

Diese natürlichen Festungen und Burgen auf der Insel haben ihre eigenthümliche düstere romantische Bedeutung. Geflüchtete Negersklaven leben in diesen Gebirgen und haben sich in unzähligen Grotten und Höhlen verschanzt, sodaß man sie dahin nicht zu verfolgen wagt. Sie haben sich dort Wohnungen erbaut, Schießgewehr angeschafft und sollen einmal zu einer so großen Anzahl gewachsen sein (man spricht von mehren Tausenden), daß sie der Regierung auf Cuba ernstliche Besorgnisse einflößten. Aber die Schwierigkeit, sich zu ernähren, hatte diese Gebirgsbewohner in der letzten Zeit sehr zusammenschmelzen lassen. Gleichwol sterben sie lieber dort frei unter Freien, in den freien harten Bergen, als daß sie herabkommen, um unter den härtern Menschen zu leben.

Die Palmen bilden in den hiesigen Landschaften stets bedeutende Gestalten, besonders wenn sie ganz einzeln oder in kleinen Gruppen zerstreut stehen. Sie kommen mir vor wie die edelsten und menschenähnlichsten unter allen Bäumen. An dem Tage, an welchem wir heimfuhren, bemerkte ich in dem hellen Mondschein zwei Palmen, welche einsam auf einem Felde standen. Sie standen ein Stück voneinander entfernt, allein ihre Stämme hatten sich immer mehr zueinander geneigt und endlich ihre Kronen vereinigt. So standen sie in inniger Umarmung mit rauschenden Zweigen unter dem schönen Himmelsgewölbe da und bildeten einen hohen gothischen Säulengang. So nähern sich zuweilen zwei hochgesinnte Gegner und wachsen endlich ineinander, je näher sie dem Himmel entgegenwachsen.

Der Weg ging überall zwischen lebendigen Hecken hindurch, meistentheils aus ungeheuern Aloepflanzen be-

ſtehend, deren ſpitze zackige Blätter von allen Seiten die Annäherung verbitten. In der Mitte dieſer Büſche ſah ich große weiße und hellrothe Blütenſtengel aufſteigen, deren Blüten noch nicht aufgebrochen waren. Mr. Tolmè hatte die Güte, einige davon für mich abzubrechen. Sie glichen in einiger Entfernung ungeheuern Hyacinthenſtengeln und waren dick wie ein Arm. Es waren die ſchönen Blüten der Aloe, welche ſpäter Früchte anſetzen, die angenehm ſaftig und im Geſchmack der Ananas ähnlich ſind.

In den Hecken wuchſen hier und da auch Orangenbäume und einige ſeltſame, candelaberähnliche hohe Büſche oder Bäume, die ich auf der Anhöhe beim Hafen von Havanna geſehen hatte, deren Namen und Geſchlecht ich aber nicht zu erfahren vermag. Ganz anders ſind dieſe lebendigen Hecken als unſere Zäune! Aber ſie ſind doch eigentlich mehr ſonderbar als hübſch.

In dem durchſichtigen gelb- und roſenfarbigen Mondſchein fuhren wir nach Hauſe. Man ſpricht von vielen ſchönen Blumen, die nur des Nachts, bei Mondſchein aufblühen. So z. B. die nachtblühende Ceres.

Unter den Wundern, welche die Sonne hier hervorbringt, iſt das merkwürdigſte vielleicht das, welches ſie in der Tiefe des Meeres erzeugt. Die Sonne wirft nämlich ihre prismatiſchen Bogen in die Tiefe und malt dadurch die Fiſche. Ich beſuchte geſtern den Fiſchmarkt in Havanna; und kein Fremder in Havanna ſollte verſäumen, ſich dieſes merkwürdige Schauſpiel zu beſehen. Die Fiſche ſtrahlen in allen Farben des Regenbogens mit dem prächtigſten Glanz und mit der größten Klarheit, blau, gold, roth, mit Gold und Violett geſtreift, goldfarbig u. ſ. w. Es iſt die ſchönſte Fiſchparade, die man ſehen kann. Und auf dem Meeresgrund um Cuba wachſen die ſchönſten Algen und Korallen.

Die gute Mrs. Tolmè hat mich mehr als ein mal eingeladen, mit ihr in die Oper zu fahren; allein ich bin

hier so geizig mit Luft und Mondschein, daß ich Beides nicht ohne Noth entbehren will. Ich gehe lieber auf „La Plaza de Armas“ des Abends. Die Natur ist hier für mich Nummer Eins, die Menschen und ihre Schauspiele sind mir blos Nummer Zwei. Ich werde jedoch morgen einer großen Soirée bei dem englischen Consul Mr. Crawford beiwohnen und daselbst diese spanischen Schönheiten in der Nähe sehen. Und dann — — — lebe wohl, Havanna, auf ewige Zeit!

Ich habe zwei Einladungen erhalten, die mich sehr erfreuen, nämlich eine nach Matanzas in ein amerikanisches Handelshaus und die andere auf eine Plantage, einige Meilen von Matanzas entfernt, von einer Mrs. de Coningk, deren freundlicher Brief eine wahre Erquickung für mich war. Denn ich werde durch denselben auf das Land hinaus kommen und Bekanntschaft mit den Palmen und mit dem Kaffeestrauch, mit dem Zuckerrohr und mit andern tropischen Gewächsen machen. Ach, wie freue ich mich darauf! Und ich sehne mich auch unbeschreiblich von Havanna weg, wo mir die drückende Hitze und die neuen ungewohnten Lebenseinrichtungen eine niederdrückende Migräne zugezogen haben, die nun schon drei Tage anhält und mich durchaus nicht loslassen will, obgleich ich dabei ausgehen und mich in der Stadt umsehen kann. Morgen will ich auf der Eisenbahn nach Matanzas fahren, das keine volle Tagereise entfernt ist.

Ich schließe nun meinen Brief. Allein vorerst muß ich dir mittheilen, wie der hiesige schwedische Consul, Mr. Nenninger, und Mr. Schaffenberg Alles hier für mich einrichten wollen. Mr. Nenninger besitzt ein kleines Landhaus, das er nicht bewohnt und das in der schönen Gartengegend nicht weit von Schaffenberg's Landhause liegt. Dieses Landhaus will er für mich ausmöbliren und ich soll darin in ländlichem Frieden und in Freiheit wohnen, von einer würdigen Dueña bedient werden und meine Kost bei Schaffenbergs einnehmen, die mich eben-

falls eingeladen haben, bei ihnen zu wohnen, ſobald eins ihrer Gaſtzimmer leer wird, die gegenwärtig ſämmtlich von Gäſten eingenommen ſind. Iſt das nicht hübſch? — Ich werde dieſes freundliche Anerbieten wahrſcheinlich nicht benutzen, aber ich bin nichts deſto weniger innig dankbar für dieſes liebenswürdige Wohlwollen. Die guten Tolmès ſind es auch im höchſten Grade. Gott ſegne ſie!

Du haſt gegenwärtig Schnee und Eis und kalte, kalte Luft um dich. Aber ich habe hier zu viel Wärme; und das iſt um kein Haar beſſer als zu viel Kälte, beſonders wenn man Kopfſchmerz hat. Aber Geiſt und Herz ſind geſund, und mit beiden umarme ich dich aus meinem vollen Herzen. Lebe wohl!

Deine Fredrika.

Vierunddreißigster Brief.

Matanzas, 23. Febr. 1851.

Wie schön ist es hier, meine Agathe, wie gut läßt sich hier leben! In dieser herrlichen Luft, voll von balsamischen Gerüchen, in dieser hellen, hübschen, in jeder Beziehung vortrefflichen und comfortablen Wohnung — Mr. und Mrs. Baley's Wohnung — in der ich mich gegenwärtig aufhalte, fühle ich mich ganz neu belebt. Ich habe nun eine ganze Woche hier verlebt, die mir wie ein einziger schöner heller Tag vergangen ist.

Es that mir wohl, das heiße staubige Havanna Montags den 16. d. M. früh ganz zeitig zu verlassen. Meinen Kopfschmerz ließ ich daselbst zurück. Ich legte ihn am letzten Abend ab, als ich mich ins Bett legte und vortrefflich schlief. Die freundliche seelengute Frau Tolmè war am nächsten Morgen schon um fünf Uhr mit mir aus dem Bett und schaffte für mich und für sich Kaffee aus einer Restauration, da sie ihre Sklavinnen nicht so zeitig wecken wollte. Nach einem herzlichen Abschied von ihr und von ihrem Mann setzte ich mich in ihre Volante, begleitet von den jungen Söhnen des Hauses und darunter von meinem Günstling Frank Tolmè; der Calashero knallte mit seiner Peitsche in die Luft und schnell wurden wir davongeschaukelt bis zur Eisenbahn-

station. Ich war froh, als ich unter Beistand meiner jungen Begleiter glücklich durch alle Schwierigkeiten und Weitläufigkeiten bei der Eisenbahn gekommen war und ruhig in einem geräumigen Wagen saß. Dieser Wagen war auf amerikanische Weise gebaut, denn die Amerikaner haben die Eisenbahn auf Cuba angelegt und auch die dasigen Wagen gebaut. Alle Fenster waren heruntergelassen, um die herrliche Morgenluft hereinströmen zu lassen; und obgleich alle Herren, die im Wagen saßen — vierzig bis funfzig an der Zahl — Cigarren oder Cigaritos rauchten, spürte man doch keinen Rauchdunst, ja sah man kaum eine Rauchwolke. Die Luft in Cuba scheint die Wirkung zu haben, den Rauch zu vernichten.

Ich war das einzige reisende Frauenzimmer im Wagen und saß allein auf meinem Sopha und fast ganz allein in dieser Abtheilung des Wagens. Desto freier konnte ich mich umsehen und — — — o, dieser Morgen, an welchem ich über die neue Erde, schön wie ein Paradies, in paradiesischer Luft dahin flog und um mich her neue und entzückende Scenen und Gegenstände sah! Nur durch inniges und anhaltendes Dankgebet kann man einen so großen Genuß heiligen.

Es hatte während der Nacht geregnet; prächtige Wolken wölbten sich im Wasser längs des Horizontes und ballten sich in bizarre Gestalten zusammen. Jetzt erhoben sie sich in schweren Draperien über den blauen Bergen, um die aufgehende Sonne hervorzulassen. Sie bildeten eine prächtige Pforte mit einer Umfassung von Gold, und durch sie glänzte ein Meer von sanftem rosenfarbigem Licht; dazu blitzte es auf den Gipfeln der Berge und — — die Sonne stieg empor. Die kleinen phantastischen gelben und blauen Landhäuser mit ihren prächtigen Gärten, prunkend mit schimmernden Blumen und wunderbaren Gewächsen, die palmbedeckten Hütten auf dem Felde, die hohen grünen Palmen über den gelbgrauen Dächern derselben, die Wälder von Mango-,

Platanen-, Orangen- und Cocosbäumen, die grünen Hecken und Felder, Alles glänzte so frisch und so schön an diesem feuchten milden Morgen, bestrahlt von der jungen Sonne.

Ueberall nahe am Wege begegneten mir neue und schöne Gegenstände an Blumen, Gewächsen, Gärten, Wohnungen, und begrüßten mich mit einem Guten Morgen, indem sie vorüberflogen. Aber ein Kartoffelfeld und ein großes Stück Krautland begrüßte ich als Landsleute und alte Freunde. Das ganze Land sah aus wie ein ungeheurer Garten; schöne Palmen standen in allen Richtungen und wiegten ihre Kronen im Morgenwinde, und längs des Horizontes erhob sich eine Kette von dunkelblauen Bergen.

Ich befand mich wohl, kein Mensch konnte sich besser befinden, Seele und Körper hatten Flügel, und ich flog dahin über diese schöne glänzende Erde!

Allmälig verschwanden die Villen, und Plantagen von Zuckerrohr und andern Gewächsen, die ich nicht kenne, traten an ihre Stelle. Wir fuhren dann durch ganze Wälder von gepflanzten Bananenbäumen. Bald darauf wurde der Boden wilder und Schmarotzerpflanzen zeigten sich an den Bäumen und auf der Erde. Später nahmen diese immer mehr überhand und schienen den Pflanzenwuchs zu ersticken. Mehre Baumwipfel trugen ganze Gärten von Luftgewächsen, Orchideen und Aloes auf ihren Zweigen. Das sieht seltsam, aber nicht schön aus, obgleich mehre von diesen Schmarotzerpflanzen sehr schöne Blüten haben. Es sieht schwer und unnatürlich. Auf einem Felde unweit des Weges sah ich einen hohen, halb abgestorbenen Ceibabaum, um dessen gigantischen Stamm das Parasitengewächs Yaguay Embra (ein weiblicher Feigenbaum) seine hundertfachen schlangenartigen Arme in einer unheimlichen Umarmung geschlungen hatte, den Stamm von der Wurzel bis zum Wipfel umwindend, bis es das Leben des Baumes fast erstickt hatte. Diesen

Kampf auf Leben und Tod zwiſchen dem Ceibabaum und dieſem weiblichen Schmarotzer, der von deſſen Lebensmark wächſt, ſich ernährt und es endlich zerſtört, bekommt man auf Cuba oft zu ſehen, und er gewährt ein höchſt merkwürdiges und wahrhaft unangenehmes Schauſpiel. Es iſt ein ganzes Trauerſpiel in einem Bilde, welches an Hercules nnd Dejaneira, an König Agne und Aslög erinnert.

Der erſte Theil des Tages und der Reiſe war voll von Genüſſen — unter welche ich auch das Verzehren etlicher Butterbrötchen mit einer Art Anchovis und Käſe und einiger Bananen rechne, womit mich die gute Frau Tolmè verſehen hatte. Daneben erfreute mich der Gedanke an ſie, die ſo mütterlich, ſo gütig, ſo ſorgſam gegen mich und gegen Alle iſt, die ihrer bedürfen. Dankbarkeit und Freude über die Menſchen iſt die beſte Nahrung der Seele.

Später wurde der Tag zu warm und der Boden allzu ſehr mit Kriechgewächſen bedeckt. Das ſchläferte mich ein und drückte mich. An einer Station der Eiſenbahn kamen einige Frauenzimmer mit ſpaniſchen Phyſiognomien in den Wagen. Sie ſchienen Landleute zu ſein, waren aber ſehr wohl gekleidet und trugen ihr Haar unbedeckt. Einige von ihnen waren ſehr ſchön, hatten volle ſtolze Figuren und bezeigten ſich ſehr ſtolz und ungnädig gegen ein paar Anbeter, welche ihnen gefolgt waren und ſie in der letzten Stunde ihres Beiſammenſeins mit Blumenſträußen umgaben und dazu Mienen machten, die nicht verzweifelt, ſondern eher ſchalkhaft ausſahen, als ſie ſich zurückzogen, ohne nur einen Blick von den ſtolzen Schönen zu gewinnen. Das machte mich ein wenig munter. Und vollſtändig wach und munter wurde ich, als wir des Nachmittags aus dieſer buſchreichen Gegend wegkamen und plötzlich eine großartige Ausſicht über die Stadt Matanzas erhielten, über deren herrlichen Meerbuſen von der allerhellſten blauen Farbe

und im Hintergrunde auf den hohen Gebirgsrücken „Pan de Mantanzas“ (Matanzas Brot, so genannt von seiner Gestalt) und auf die Oeffnung des Yumorithales.

Die frischesten lieblichsten Lüfte empfingen mich hier. Und an der Eisenbahnstation kamen zwei Herren mit sanften und einnehmenden Gesichtern und hießen mich willkommen. Es war mein junger Landsmann, Herr Franke aus Göthaborg, gegenwärtig als erster Contorist bei einem großen Handelshause in Matanzas wohnhaft, und Mr. J. Baley, der mich in seiner Volante in sein Haus abholte. Dort wurde ich fröhlich und freundlich von seiner schönen jungen Frau empfangen, einer Creolin, aber mit so nordisch hellem und frischem Ansehen, daß sie nur einen Helm auf den Kopf zu setzen brauchte. um als Modell zu dem Bilde einer Valkyrie zu dienen.

Mit diesen beiden jungen und schönen Gatten habe ich ein behagliches Stillleben geführt und mich an Leib und Seele erfrischt, theils in ihrem gemüthlichen Hause — meine junge Wirthin ist die Tochter einer Anglo-Amerikanerin und Alles im Hause trägt das Gepräge der Reinlichkeit, Ordnung und Behaglichkeit, welche die Hausfrauen dieses Stammes auszeichnet — theils auf einsamen Wanderungen in der Umgegend der Stadt, obwol es so ungewöhnlich ist, daß ein Frauenzimmer — besonders eins mit einem Hut auf dem Kopf — seine eigenen Spazierwerkzeuge außer dem Hause anstatt der Volants zu Spaziergängen benutzt, daß mir kleine Negerknaben rufend und lachend nachlaufen, erwachsene Leute stehen bleiben und mir nachgaffen und Pferde und Ochsen zuweilen scheu werden. Doch fängt man jetzt an, sich daran zu gewöhnen, mich ausgehen zu sehen. Und ich möchte meine einsamen Entdeckungsreisen um keinen Preis aufgeben.

Willst du mich auf einer derselben begleiten, auf der ersten, der entzückendsten, die ich hier unternommen habe, als ich eines Morgens ganz früh das Yumorithal be-

ſuchte? — Daß der Morgen ſchön war, verſteht ſich von ſelbſt; aber wie ſchön er war, das kannſt du dir nicht denken, das kann ſich Niemand denken, der nicht hier eine frühe Morgenſtunde genoſſen und das Wehen des Seewindes aus dem Meerbuſen von Matanzas gefühlt hat. Das Yumorithal liegt ungefähr zweihundert Schritte von Matanzas. Du ſiehſt eine Oeffnung zwiſchen zwei hohen Felſen und durch dieſe Oeffnung einen kleinen klaren Fluß, der zwiſchen grünenden Ufern dahinfließt, um ſich mit dem Meere zu vereinigen. Ich ſage nicht, daß er ſich ins Meer ſtürzt, denn dazu iſt er zu ſtill. Er iſt ſpiegelklar und ruhig. Laß uns dieſen kleinen Fluß durch das Felſenthor begleiten. Draußen vor den Felſen iſt freies Feld und die breite blaue Bucht von Matanzas mit Schiffen aus allen Ländern der Welt, ſegelnd oder vor Anker liegend, weit, weit hinaus in die Ferne.

Wir gehen längs des Yumoriſluſſes durch das Bergthor und drinnen öffnet ſich ein wunderſchönes Thal, voll von Palmen und grünen Gebüſchen auf grünendem Boden, auf beiden Seiten von hohen Bergrücken eingeſchloſſen. Der Schatten von dem Gebirge liegt kühl und dunkel auf demjenigen Theile des Thales, durch welchen unſer Weg führt. Wie ſchön iſt es hier in dieſem kühlen Schatten! Zur Linken iſt der ſpiegelhelle Fluß, der ſich unſern Blicken in einem niedrigen Walde von Mangrovebüſchen zu entziehen anfängt. Das iſt nämlich eine Art von Büſchen, welche im Waſſer wächſt und ſich dadurch vermehrt, daß er ſeine Zweige in die Tiefe ausſtreckt, wo dieſelben Wurzel faſſen und zu neuen grünen Büſchen emporwachſen. Auf der andern Seite des Fluſſes erhebt ſich mit ſteilen Wänden, aber ſanft wellenförmiger Höhe der „Pan de Metanzas“; auf unſerer Seite, längs des Weges und etwas abſchüſſiger ſind die Höhen Combre. Die Felſen zeigen in der Höhe kühne Säulen, andere dagegen offene Pforten zu ihren Grotten, geheimnißvolle Portiken und Gewölbe, welche

blos von den Vögeln aus den Wolken beſucht werden. Palmen krönen die wallenden Anhöhen und üppige Ranken mir unbekannter Schlingpflanzen hängen von ihnen herab. Weiter unten am Fuße derſelben wird der Pflanzenwuchs üppig; es iſt ein ſchwellendes Bett von ſchönen Bäumen, buſchigen Gewächſen und Blumen, unter denen ich mich in Unkenntniß und Entzücken verlor. Aber einige von ihnen kenne ich doch nach ihren Volksnamen. Da glüht die „Fieberblume" gelb und roth in unbeſchreiblicher Pracht; da iſt die wilde Heliotrope, üppigen Wuchſes, aber bleich an Farbe und beſcheiden an Form, wie unſere nordiſche Treibhausheliotrope; da iſt die ſchneeweiße Blume der Mangrove mit einem Kelch halb vom Convolvulus, halb von der Lilie und voll lieblichen Dufts; und da, längs des Weges, zu unſern Füßen ſiehe das kleine Buſchgewächs, voll von prächtigen rothen kleinen Blüten mit Hunderten von kleinen Mäulern oder Schnäbeln auf ihren Stielen gähnend, nach oben hin, wenn ſie noch jung ſind, ſpäter nach unten, nach dem Erdboden, auf den ſie endlich niederfallen, noch ganz roth und friſch, wenn ſie älter werden. Und ſiehe, wie kleine ſammetgrüne Kolibris ſie umflattern, wie verliebt in die Blüten, wie unbeſorgt vor uns, wie ſie auf ihren Flügeln ſchwebend ihre langen Schnäbel in die offenen Schnäbel der Blumen tauchen — Thierleben und Pflanzenleben küſſen ſich einander hier — das ſieht allerliebſt aus! „Cupido's-Thränen" (Lacrimas Cupido) heißen die Büſche mit den herabfallenden rothen Blumen. Aber die Lacrimas Cupido ſind keine blaſſen Thränen des Schmerzes. Es ſind glühende Thränen eines übervollen glückſeligen Herzens. Das Herz der Natur weint ſie und geflügelte Liebende ſaugen ihre Flüſſigkeit auf.

Noch liegt das Thal verborgen in ſeiner Tiefe vor uns. Die Biegungen der Bergrücken verſchließen uns die Ausſicht. Aber plötzlich krümmt ſich der Weg nach links, und nun öffnet ſich das Thal. Vor uns zur Linken

am Busen des Berges liegt in einem der schönsten Palmenwäldchen ein kleines Gehöft — eine cubanische Farm mit einem Dach von Palmenblättern, und unser Weg führt durch Gruppen von Cocospalmen, welche reich mit Früchten behangen sind, zu beiden Seiten des Weges. Hier erhebt sich ein kleiner Hügel, und an der linken Seite desselben ein kleines Stück vom Wege abseits liegen die Trümmer einer steinernen Mauer neben einem Brunnen. Rings herum wachsen in pittoresker Unordnung Cocospalmen, Sapotas, Mammai und Mangobäume, Cypressen „de Ceylon“ und mehre mir unbekannte Baumarten. Allein wir wollen noch nicht ausruhen. Wir müssen noch ein wenig mehr von dem Thale sehen. Wir steigen den Hügel hinab und empor zu dem kleinen Gehöft auf dem Berge; aber unterhalb desselben wendet sich der Weg links und führt nun gerader hinab in das Thal, das sich vor uns wie ein schöner großer Palmenhain öffnet, umgeben von dem dichtgeschlossenen elliptischen Rahmen der Berghöhen. Wir gehen auf diesem Wege noch ein Stück weiter; das Thal wird breiter, mit sanftem wellenförmigem Boden; und wohin wir blicken, sehen wir nur Palmen, Palmen und Palmen. Unter solchen Bäumen, in solchen Hainen sollten nur schöne unsterbliche Wesen wallen.

Da liegt ein kleines Gehöft mit palmenbedecktem Hause und Reißighütten nicht weit vom Wege; ein großer blühender Oleanderbusch glänzt zwischen ihnen. Wir gehen dahin, um uns ein wenig umzusehen. Wir wollen um einen Trunk Wasser bitten. „La fermiera“, ein mageres, trockenes, braunäugiges Weib, sieht aus, als wenn sie uns Alles geben wollte, was sie besitzt. Aber sie versteht uns nicht und wir verstehen sie nicht. Aber Wasser bekommen wir, und große Sträußer von blühendem Oleander, die sie für uns pflückt, bekommen wir ebenfalls. Die Sonne fängt an heiß zu werden. Wir wollen umkehren und ein andermal hierher zurückkehren, denn das

Yumorithal muß ich durch und durch kennen lernen. Da kommen Monteros mit ſchwer belaſteten Pferden, das ganze Gepäck iſt quer über den Rücken der Pferde gelegt. Sie grüßen freundlich mit melodiſchen Stimmen, halten an und fragen gutmüthig, woher „la señora“ kommt und wohin ſie will. La señora ſagt ihnen, daß ſie aus „Svecia“ gekommen ſei. Die Monteros ſehen erſt ſich einander, dann „la señora“ zweifelhaft an. Sie kennen das Land „Svecia“ nicht und verſtehen die Wanderin nicht. Sie ſagt ihnen nun, daß ſie aus „un pais soto la estrella del norte“ iſt. Und nun denken ſie, ſie ſage, daß ſie von dem Nordſtern komme, rufen „Ah!“ und ſehen einander bedeutungsvoll lächelnd an, indem ſie ihre Stirnen berühren. Sie haben nun verſtanden, daß la señora zerrütteten Verſtandes iſt, ſchütteln mitleidig die Köpfe und treiben ihre Pferde weiter. Ich kann nicht beſchreiben, wie ſanft und gutmüthig dieſe Leute ausſehen.

Wir gehen langſam auf dem Wege nach Matanzas hinter ihnen her. Noch wirft der höchſte Bergrücken ſeine Schatten über das Cocoswäldchen am Brunnen. Wir ſetzen uns daſelbſt auf die ſteinerne Mauer und frühſtücken von den Bananen, die wir mit uns genommen haben. Ein köſtliches Frühſtück in der lieblichen Morgenluft, in dem wunderſchönen Thal. Sanfte und glückliche Menſchen ſollten in dem Gehöfte unter den Palmen oben am Berge wohnen. Unter ſo ſchönen und lieblichen Umgebungen, in dieſer entzückenden Luft ſollten die Menſchen gut und ſanft werden. Die Sonne ſteigt über die Berge und es wird zwar heiß, ehe wir wieder nach Matanzas zurückkommen; aber wir haben einen ſchönen Morgen im Yumorithale verlebt.

In der Stadt Matanzas habe ich einige Bekanntſchaft gemacht und in Folge derſelben eine große Kaffee- und Zuckerplantage in der Nähe der Stadt beſuchen dürfen. Ich ſah daſelbſt Alleen von einer Menge ſeltener

tropiſcher Bäume und Gebüſche, darunter eine Art Palmbaum, der ſeine rieſenſtarken Aeſte wie Korkzieher gewunden hat und rieſengroße Früchte trägt, und eine Art Citronenbaum, der ungeheure citronenähnliche Früchte trägt, die jedoch nicht ſo wie Citronen geſchätzt werden.

Was mich am meiſten intereſſirte, war die Bekanntſchaft mit der Sagopalme, der Dattelpalme und der Arrowwurzel nebſt den wunderſchönen Hybiscusblumen. Und nichts war mir ſo entzückend, als im Garten von den kleinen Kolibris umflattert zu werden, die hier auf dieſer Inſel merkwürdig unerſchrocken ſind und beſtändig um die prächtigen rothen Blumen ſchweben, mit denen Cuba weit mehr, als mit Blumen von andern Farben geſchmückt zu ſein ſcheint. Ihr pfeilähnliches, ſchnelles Hinundherfliegen, ihre leiſe ſchwebende Bewegung mit den Flügeln, während ſie an den Blumen ſaugen, gewährt mir ſtets Ueberraſchung und Vergnügen. Sie ſind ganz anders als Alles, was ich bisher vom Thier- oder Menſchenleben geſehen habe, und ſcheinen gar nicht aus irdiſchem Stoff gebildet zu ſein. An einem herrlichen, leiſe rauſchenden Bach, von dichten Laubmaſſen geſchützt, ſcheinen ſie vorzugsweiſe ihre Neſter unter den Bäumen verborgen aufgeſchlagen zu haben.

Unter den Curioſen habe ich mehre Paraſit-Orchideen bemerkt, die an den Bäumen hängen, und einen großen Ceibabaum, von ſeiner feindlichen Geliebten Yaguay Embra umſchlungen und in dieſer gefährlichen Umarmung getödtet.

Die Plantage war übrigens nach den beiden letzten, ſehr ſchnell aufeinander folgenden Tornados, die eine unheilbare Verheerung bewirkt hatten, und nach der Cholera, die einen großen Theil der daſigen Negerſklaven weggerafft hatte, in einem ſehr verfallenen Zuſtande. — „Unſer Herr ſtraft unſere Sünden!“ — ſagte der Beſitzer der Plantage mit einem Ausdruck, der halb von Leichtſinn, halb von Zerknirſchung und Erkenntniß der Gerechtigkeit dieſer Strafe zeugte. Er war ein ältlicher

Mann mit französischem Wesen und einer nervösen Lebhaftigkeit; im Uebrigen ein sehr artiger Herr und Wirth. Sein Gast will ich gern sein, aber — — — seine Sklavin möchte ich nicht sein. Die Sklavenwohnungen in einem niedrigen Gebäude waren nicht besser, als die dunkeln Schweineställe bei uns sind. Es war auch ein Krankenhaus darin. Das war ein großes finsteres Gemach mit einigen hölzernen Bänken, aber keine Decke, kein Kissen und kein Lichtstrahl darin. Er selbst war, wie er sagte, der einzige Arzt seiner Kranken; er konnte selbst eine Ader schlagen u. s. w. Ich konnte nicht umhin, dabei zu schaudern.

Die Plantage schien fast ganz verödet zu sein. Einen gekrümmten, schwachen, alten Neger, mit scheuem demügem Aussehen, sah ich an uns vorüber schleichen. Bei Tische wartete ein kleiner, gescheidter und unerschrockener Knabe auf, der sich durch die heftigen Zurufe und Bewegungen seines Gebieters nicht im geringsten einschüchtern ließ.

Dieser Plantagenbesitzer ist früher ein sehr reicher Mann gewesen, hat aber in den letztverflossenen Jahren große Verluste erlitten, die er mit großer Standhaftigkeit ertragen soll.

Matanzas ist auf dieselbe Weise wie Havanna gebaut, aber freier, heiterer, und mit bedeutend breitern, obgleich ungepflasterten Straßen. Das Haus meines Wirths hat zwei Stockwerke, und rings um das obere Stockwerk zieht sich nach der Straße zu eine Piazza, auf der ich Abends lustwandle und Luft trinke, während meine junge Wirthin drinnen im Salon cubanische Contretänze mit prägnantem Takt und sprühendem Leben spielt. Diese Tänze hört man aus allen Häusern und von allen Seiten in der Stadt. Wo man in Matanzas geht oder steht, hört man diese Tanzmusik. Takt und Rhythmus sind von den Kindern Afrikas entnommen; die eigentliche Musik darin rührt aber von den spanischen Creolen

Cubas her und man erkennt darin spanische Seguidillas und Märsche.

Die beiden jungen Gatten Baley sind musikalisch und es ist für mich ein wahrer Genuß, ihn mit den orgelartigen Tönen des Piano das katholische Anthem: „Adeste fideles“ und sie die spanischen Tänze: „Hauta Aragonesa“ und „El Sabatheo“ u. s. w. spielen zu hören. Der frischeste Champagner des Lebens schäumt in diesen Nationaltänzen. Es ist ergötzlich, sie mit unsern Polsken und andern Volkstänzen zu vergleichen. Sprühendes, schäumendes Leben fehlt ihnen wahrhaftig nicht, aber Feinheit und Grazie vermißt man darin. Diese verschiedenen Nationaltänze verhalten sich zueinander, wie Champagner zu Bier und Meth sich verhält.

Matanzas, 1. März.

Wenn es einen Ort auf der Erde gibt, wo der Geist des Lebens eine besondere individuelle Existenz, und zwar so rein, so voller Leben und so lieblich wie damals, als er zuerst von dem Herrn des Lebens und der Liebe ausgeathmet wurde, hat, so ist es — — — hier! Die hiesige Luft hat eine Art von belebendem Leben, welches für mich ein fortwährendes Wunder und ein fortwährendes Entzücken ist. Es ist vorzugsweise Nachmittags nach zwei oder drei Uhr, wenn sich dieses eigenthümliche wunderbare Leben zeigt. Das ist ein unaufhörliches, liebliches Wehen, nicht aus einer gewissen Richtung, sondern aus allen Richtungen und von allen Punkten her, das alle beweglichen leichten Gegenstände um dich her säuseln und gewissermaßen athmen und leben läßt. Dieses unaussprechliche, zugleich liebliche und belebende Wehen umschmeichelt dir Stirn und Wangen, lüftet sanft deine Kleider und Bänder, umgibt dich, durchdringt dich und badet dich gleichsam in einer Atmosphäre von heil-

kräftigem, wiedergebärendem Leben. Ich fühle dies in meinem Geiſte und in meinem Körper; ich trinke dieſen Wind und dieſe Luft, wie man ein verjüngendes Lebenselixir trinken könnte, und ich ſtehe immer im Begriff, mich umzuſehen, ob ein Engel in der Nähe iſt oder ob einige himmliſche Weſen in den Kronen der Palmen ſitzen, welche dieſe Bezauberung bewirken. Athemzüge des Lebens nenne ich ſie, während ich draußen auf der Piazza, ſtill umherwandelnd oder auf das eiſerne Gitter gelehnt, mich von der Luft umſchmeicheln laſſe und bis ſpät in die Nacht ihr heilkräftiges Leben trinke. O meine Agathe, ſie flüſtert mir wunderbare Gedanken und Ahnungen von den Reichthümern des Schöpfers und von den verborgenen Herrlichkeiten zu, „die kein Auge geſehen, kein Ohr gehört, kein Menſchenſinn bemerkt hat, die aber Gott für Diejenigen aufbewahrt hat, welche ihn lieben.“

Dieſer Athemzug des Lebens iſt für mich das hauptſächlichſte Wunder auf Cuba und ich kann dir nicht beſchreiben, wie wohlthätig ich deſſen Kraft auf mich einwirken fühle.

Seitdem ich dir zuletzt ſchrieb, habe ich wieder mehre Tage eines ſüßen Stilllebens in Matanzas zugebracht, deſſen ſchöne geſunde Lage nicht ſo leicht eine drückende Hitze aufkommen läßt. Ich befinde mich daſelbſt unendlich wohl. Des Morgens gehe ich auf meine einſamen Entdeckungsreiſen aus, Nachmittags fahre ich mit meiner freundlichen Wirthin in ihrer Volante und trinke die weiche Seeluft, auf „la pleja“ (dem Meeresſtrand) hinundher fahrend. Einen ganzen Tag habe ich im Yumorithale zugebracht, theils um einige Bäume und Hütten abzuzeichnen, theils um zu ſehen, wie das Landvolk hier lebt. Ich hatte deshalb beſchloſſen, mich in dem kleinen bäuerlichen Gehöfte mit dem Oleanderbuſch niederzulaſſen. Die guten Baleys ließen mich in ihrer Volante dahin fahren und gaben mir eine von ihren Negerinnen als Dienerin und Dolmetſcherin mit. Cäcilia, dieſe Negerin,

hat die schönsten dunkeln Augen, die ich jemals in einem schwarzen Gesicht gesehen habe (obgleich die schwarzen Gesichter gewöhnlich schöne Augen haben), Zähne wie die orientalischen Perlen und ein stilles, sanftes, ungewöhnlich ernstes Wesen. Aber die arme Cäcilia ist sehr krank, und zwar vermuthlich unheilbar an Lungengeschwüren, und Mrs. Baley wünschte deshalb, daß sie ein Bischen Landleben und Landluft genießen sollte. Cäcilia hat sich vor kurzem mit einem Mann von ihrer Farbe verheirathet, sie ist glücklich in ihrer Ehe, fühlt sich glücklich bei ihrer Dienstherrschaft und wird gewiß gern leben.

In dem Bauergehöft trug sie meinen Wunsch „la Fermiera" vor, die sogleich mit lebhaftem und eifrigem Geberdenspiel erklärte, daß ihr ganzes Haus zu meiner Verfügung stände. Ich richtete mich in dem luftigsten von den kleinen Häusern ein und fand darin eine ländliche Piazza, von einem mit Palmenblättern bedeckten Dache beschattet. Der Fußboden in den Zimmern bestand aus bloßer Erde; aber die Zimmer waren im Uebrigen ordentlich und hatten ziemlich saubere aufgeschlagene Betten. In dem eigentlichen Schlafzimmer hängt an der Wand ein kleines, auf Pappe geklebtes Gemälde, das die Jungfrau Maria mit dem Jesuskinde vorstellt und eine spanische Inschrift trägt. Ich fragte die freundliche Hausfrau, was diese Inschrift bedeute, und sie antwortete mir mit andächtiger Miene, daß unter dem Bilde geschrieben stände, wer ein solches Bild kaufe, erhalte auf vierzig Tage Vergebung seiner Sünden. Es stand auch allerdings unter dem Bilde gedruckt, daß eine solche Indulgenz „à todos los fedeles" ertheilt werde, die „una Salve à nuestra señora del Rosario" widmeten. „C'est imprimé!" — Unter dem Bilde standen folgende Verse:

Fragrante rosa es, Maria,
En el jardin celestial,
Y el amparo maternal
Del pecador cada dia. —

Dieſe Indulgenz für die Sünden von vierzig Tagen konnte man für den vierten Theil eines Peſos (ungefähr einen Reichsbankthaler) kaufen.

Daß es an einem Ort, an welchem dergleichen Sündenvergebungszettel noch ganz offen fabricirt, verkauft und gekauft werden, gleichwol noch fromme und harmloſe Menſchen gibt, iſt eine wahre Merkwürdigkeit. Aber es iſt ſo. Die armen Landleute auf Cuba ſollen außerordentlich gut und friedſam geſinnt ſein. Das rührt jedenfalls von der lieblichen Luft her!

Die Bewohner meiner ländlichen Wohnung waren von den Canariſchen Inſeln hierher gezogen, weil es dort für arme Leute ſchwieriger ſein ſoll, ſich zu ernähren als auf Cuba. Auch kommen mehre arme Landleute von dort hierher.

Ungefähr um zehn Uhr ging meine Wirthin auf eine Anhöhe in der Nähe des Hauſes und blies in eine Muſchel, die einen durchdringenden, weithinſchallenden, aber nicht unmelodiſchen Ton von ſich gab. Es war ein Zeichen für die Männer, welche draußen im Thale auf der Arbeit waren, ſich zum Frühſtück zu ſammeln. Das Frühſtück war für ſieben bis acht Perſonen auf einer Piazza unter dem Strohdach des kleinen Hauſes, welches die Küche enthielt, aufgetragen. Ein Papagai (una Cotorra) ſaß auch daſelbſt in ſeinem Käfig auf einer ſtählernen Stange. Violettfarbige Tauben fielen hier und da auf das Dach und ließen ſich nieder, und um uns herum ſpazierten Hühner und Truthühner mit ſeltſam verdrehten Hälſen, die ihnen ein ganz auffallendes Anſehen gaben. Aeltere und jüngere Männer mit dunkelgefärbten finſtern Geſichtern verſammelten ſich zum Frühſtück, welches aus geſalzenem Stockfiſch und Yamswurzeln, Maisbrot, gebratenen Platanos (einer gröbern Art von Bananen) und Speck nebſt einer Art von hellgelbem Mehl beſtand, das in einer großen Schüſſel aufgetragen wurde, deſſen Namen und Gebrauch ich aber nicht

erfahren konnte, weil Cäcilia nur unvollkommen Engliſch verſtand. Das Frühſtück war reich, aber ſchlecht geordnet und ſchlecht ſervirt.

Zum Mittageſſen wurde ebenfalls gekochtes Fleiſch nebſt braunen Bohnen und Reisbrei aufgetragen, aber Alles ſo ſchlecht gekocht, ſo hart und ſo unſchmackhaft, daß ich nichts von dem vollgefüllten Teller zu genießen vermochte, den mir die wohlmeinende „Fermiera“ vorſetzte. Und hätte nicht Cäcilia etwas Reis und Kartoffeln (weiter Etwas wollte ich nicht mitnehmen) bei ſich gehabt, welche ſie kochte und die wir mit friſcher Butter (auch aus meiner Matanzaswohnung) verzehrten, ſo hätte ich an dieſem Tage hungern müſſen. So aber lebte ich wie eine Hirtin in der Sage und krönte mein Mal mit Bananen und delicatem Zuckerkuchen.

Mit Cäcilia ſprach ich über verſchiedene Gegenſtände. Cäcilia war als Kind aus Afrika geraubt worden; ſie war blos acht Jahre alt geweſen, als man ſie ihrer Mutter entriſſen hatte, und dieſe Mutter ſtand noch immer lebendig vor ihrer Erinnerung. Sie erinnerte ſich noch, wie ihre Mutter ſie geliebt hatte und wie zärtlich dieſelbe gegen ſie geweſen war. Um ihre Mutter wiederzuſehen, wünſchte ſich Cäcilia nach Afrika zurück. Sie klagte nicht über ihre Dienſtherrſchaft, denn dieſe war ſtets gütig gegen ſie geweſen. Namentlich fühlte ſie ſich in ihrer gegenwärtigen Lage höchſt glücklich, aber — — — ſie ſehnte ſich nach der Wiedervereinigung mit ihrer Mutter.

Und bald genug ſah Cäcilia ihre Mutter wieder, aber — — — im Himmel!

Zwei kleine braune dunkeläugige Kinder, Joannito und Annita, waren meine Spielkameraden im Hauſe; beſonders ſpielluſtig war der kleine Knabe, jedoch auf eine ſtille angenehme Weiſe.

Ich zeichnete ein wenig, auf der Piazza unter dem Strohdach ſitzend, und als die Hitze des Tages vorüber war, ging ich mit Cäcilia aus, um das Thal in ſeiner

ganzen Länge zu durchſtreifen. Das thaten wir auch ganz gehörig, obgleich die Wanderung weit war und Cäcilia ſo müde wurde, daß ich in Angſt um ſie gerieth. Aber nachdem wir an mehren geeigneten Stellen unterwegs ausgeruht hatten, kamen wir wohlbehalten in unſern ländlichen Wohnort zurück, jedoch nicht eher, als bis die Sonne untergegangen war und die Sterne hell ins Thal herunter blickten. Wir trafen unterwegs keinen Menſchen, außer in der Dämmerung einige Monteros, die uns blos mit freundlichen melodiſchen Stimmen grüßend „buena tarde!" oder „adios!" zuriefen.

Das Thal iſt ſich durchgängig gleich. Es iſt eine Fortſetzung von ſchönen Palmenwäldern. Hier und da liegt eine Gruppe von Häuſern, die mit Palmenblättern gedeckt ſind, und am Ende des Thales, welches auch dort von Bergen umſchloſſen wird, obwol dieſelben weniger hoch als der Pan de Matanzas und Combre ſind, befindet ſich eine Zuckerplantage mit einer Zuckermühle, mit Negerſklaven, Sklavenketten und anderm Zubehör. Auch dieſes ſchöne Thal hat alſo ſeinen Antheil von dieſem alten Fluch!

Unbeſchreiblich ſchön war die Abendröthe auf dieſen grünen Höhen und der ſanfte Glanz des Himmels durch die Palmen. Und als die Sterne hervortraten, kamen ſie mir größer und heller vor, als ich ſie jemals geſehen hatte.

Das ſchöne Thal hat jedoch keine Erinnerungen, die der reinen Blicke des Himmels werth ſind. Es hat ſeinen Namen Yumori — wie man ſagt — von dem Todesſchrei: „Yo mori!" der indianiſchen Eingeborenen, wenn ſie, um nicht von den Spaniern maſſacrirt zu werden, ſich von den Gipfeln der Berge in den Fluß hinabſtürzten, der einen Theil des Thales durchſchneidet. Und das kleine Gehöft in dem Palmenwäldchen oben am Berge, deſſen Schönheit mich am erſten Morgen entzückte, kann von einem blutigen Familienzwiſt erzählen. Ein Vater wohnte darin mit mehren Söhnen. Die Letztern ſollten den Hof

theilen, allein es entſtand Streit über die Grenzen ihrer Antheile unter ihnen, und in jeder Nacht wurden gewiſſe Grenzſteine verrückt. Eines Morgens — an einem dieſer ſchönen tropiſchen Morgen! — kam es zu Thätlichkeiten zwiſchen Denen, die ſich wegen der Grenzen ſtritten, beiden Theilen kamen mehre Mitglieder der Familie zu Hülfe und das Ende des Streites waren — — — elf Leichen. So hat man mir erzählt!

Das geſchah vor nicht langer Zeit und der Hof iſt jetzt im Beſitz eines der überlebenden Söhne dieſes Hauſes.

Von dieſer Art ſind die Traditionen des Yumorithales. Und Matanzas — Matanzas, wo die Lüfte mit einem ſo eigenthümlichen, entzückenden und heilkräftigen Leben wehen — Matanzas iſt der Name für Blutfeld oder Schlachtfeld und iſt ſo genannt von einem blutigen Treffen, in welchem mehre Hunderte der erſten indianiſchen Bevölkerung der Inſel getödtet wurden. Es iſt traurig, daran zu denken. Aber nicht ohne Vergnügen fühle ich Gottes Athem in dem Wind über dieſes früher blutige Feld dahin fahren. Denn dieſer Athem verkündet: — „Wenn alle Mordſcenen und Streitigkeiten auf Erden aufgehört haben, ſo iſt Er noch immer derſelbe und Sein Leben bleibt daſſelbe, ewig wirkend, ewig heilend, wiedergebärend; und ſchöne Palmen, Cupido's Thränen, Kolibris, alle ſchönen Weſen und Geſtalten des Lebens kommen mit ihm und — bleiben.

Mrs. Baley's Volante holte mich und Cäcilia bei tiefer Abenddämmerung ab. Wir hatten Zuckerrohr von der Plantage bei uns, welches Cäcilia „den kleinen Mädchen daheim" mitnehmen wollte. Als Beweis ihres herzlichen Wohlwollens gab mir meine gute Fermiera als Abſchiedsgeſchenk ihre — „indulgencia" für vierzig Tage, und ich werde dieſelbe mit mir nach Schweden nehmen und dem — — Biſchof F** ſchenken.

Halbgebraten von der Hitze in meiner ländlichen Wohnung kam ich nach Hauſe und arbeitete drei Tage

daran, die Schwärme von Flöhen wieder los zu werden, die ich von meiner idyllischen Reise mitgebracht hatte.

Die Menge solcher kleiner Insekten von vielerlei Art ist wirklich eine Plage dieser schönen Länder. (Ich fand diese Landplage auch im südlichen Carolina und in Georgien.) Hatte man ein Stückchen Kuchen oder Brot im Zimmer liegen lassen, so fanden sich augenblicklich ganze Scharen von kleinen Würmern ein und krochen darauf herum. Hier auf Cuba sind insonderheit die Ameisen sehr beschwerlich und es gibt eine Art von kleinen Ameisen, welche, wie man sagt, große Häuser untergraben. In diesen Tagen, während ich mich damit vergnügte, meine Erinnerungen aus dem Yumorithale, und darunter diese „Cupidothränen", von kleinen Kolibris geküßt, zu malen, hatte ich einige dieser Blumen auf einem Tische neben mir liegen — nämlich nur kleine abgefallene Blüten, um deren Bau und Adern besser besehen zu können. Aber zu meinem Erstaunen bemerkte ich, daß eine dieser Blüten nach der andern vom Tische verschwand; ich nahm andere Blüten, allein es dauerte nicht lange, so waren auch diese verschwunden. Ich konnte nicht begreifen, wie dies zuging. Zufälligerweise warf ich meine Blicke einmal auf eine Wand des Zimmers und sah daselbst zu meiner großen Ueberraschung meine Blumen in langen Reihen die Wand hinauf nach der Decke zu spazieren. Ganz kleine, hellfarbige Ameisen zogen dieselben empor und bildeten von der Decke des Zimmers, wo sie meinem Blicke entschwanden, bis zu meinem Tische förmlich Queue. Sie waren so klein und so hellfarbig, daß ich sie anfangs gar nicht bemerkt hatte. Eine einzige Ameise zog auf diese Weise eine Blume, welche zwölf mal größer war, als sie selbst, an der Wand empor.

Eines Abends war ich als Zuschauerin auf einem großen Ball, von freien Negern in Matanzas für „La Casa de Beneficencia" veranstaltet, zu welchem auch das weiße Publicum gegen Bezahlung eingeladen war. Der

Ball wurde im Theater gehalten und die Zuſchauer erfüllten die Logen. Mr. Baley und mein junger angenehmer Landsmann, Herr Franke, führten mich dahin und ein mir unbekannter „benefactor“ (ich glaube, es war ein Spanier) beeilte ſich, am Eingang für die fremde „señora“ zu bezahlen. In Folge dieſer Veranlaſſung muß ich hier erwähnen, daß Das, was ich von der Artigkeit der Spanier habe erzählen hören, Alles übertrifft, was ich bei andern Völkern in Bezug auf dieſen Punkt erfahren habe. Die Ritterlichkeit der Amerikaner iſt damit gar nicht zu vergleichen. Wahr iſt es, daß dieſe Artigkeit bis zur Uebertreibung geht und häufig wol auch bedeutungslos und leer ſein mag. Aber etwas Schönes und Nobles liegt doch in dieſen Gebräuchen und Formen. Dazu gehört auch die Sitte, für Damen (und auch für Herren, wenn dieſe fremd ſind) deren Einkäufe in Galanteriewaarenläden, in Reſtaurationen, Conditoreien u. ſ. w. oder deren Vergnügungen im Theater, bei Bällen u. ſ. w. zu bezahlen, und zwar in einer ſolchen Weiſe, daß die Dame oder der fremde Herr gar keine Ahnung hat, von wem dieſe Artigkeit kommt. Du gehſt z. B. in eine Galanteriewaarenhandlung und kaufſt dir ein Flacon eau de rose, oder du gehſt in eine Zuckerbäckerei und kaufſt dir „un libro de dulces“ (die „dulces“ oder Süßigkeiten von Cuba ſind ſehr berühmt) und willſt dafür bezahlen. Du gibſt deinen „pesos“ hin, allein du erhältſt ihn mit einer artigen Verbeugung und mit den Worten zurück: — „Es koſtet nichts, Señora!“ — Daß du dagegen proteſtirſt, hilft dir nichts und verlohnt ſich nicht der Mühe. Irgend ein Herr iſt unter den Beſuchern des Ladens geweſen, dir vielleicht unbekannt, aber dem Beſitzer des Ladens ſehr wohl bekannt, und hat dieſem verſtohlen zugenickt oder einen Wink gegeben, welcher bedeutet: — „Ich bezahle für ſie!“ — Dann hat er den Laden verlaſſen oder ſeine Zeitung weiter geleſen, und du erfährſt nie, wem du für dieſe Artigkeit

zu danken haſt. Einige von meinen wirklichen Bekannten in Havanna haben mir geſagt, daß ſie zuweilen durch fortgeſetzte Artigkeiten in dieſer Beziehung beläſtigt und in Verlegenheit geſetzt worden wären, da ihnen dadurch ſtillſchweigende Verpflichtungen auferlegt würden, welche ſie nicht löſen könnten. Und ich kann mir recht wohl denken, daß die Sache auch ihre bedenklichen Seiten hat. Aber ſehr artig iſt dieſes Benehmen, und gegen Fremde iſt es noch außerdem edel und ſchön, da es ſich der Möglichkeit des Dankens entzieht. Doch wieder zu dem Negerbankett und zu dem Ball zurück.

Der Hintergrund des Tanzſaales war mit Blumen, Zierathen und Lampen ausgeputzt. Das Tanzperſonal beſtand aus zweihundert bis dreihundert Perſonen. Die anweſenden ſchwarzen Damen waren meiſtentheils gut gekleidet, nach franzöſiſcher Mode, und manche darunter ſogar prächtig. Etliche Paare führten einige ſehr mühſame Menuetten mit großer Würde und Präciſion aus. Welch ein einfältiger Tanz iſt das, wenn er nicht von ſchönen oder angenehmen Perſonen ſchön ausgeführt wird! Die vorzüglichſte Tänzerin hier war ſo häßlich, daß ſie trotz ihrer wirklich prächtigen Kleidung und guten Haltung an einen angeputzten Affen erinnerte, und den Bewegungen des Cavaliers fehlte die natürliche Geſchmeidigkeit, die überhaupt den Negern fehlt.

Aber der große Tanz des Balles — eine Art Ringeltanz, an welchem die ganze Geſellſchaft Theil nahm, in welchem ſie mannichfaltige kunſtmäßige Verſchlingungen und Entwickelungen vornahm und ſich auf vielfache Weiſe mit Ketten von künſtlichen Roſen gruppirte und drappirte — dieſer Tanz war wirklich ſchön und maleriſch und wurde vortrefflich ausgeführt. Hätte dieſer Tanz ein Bischen weniger Regelmäßigkeit und mehr natürliches, lebendiges Leben gehabt, ſo hätte ich ein Symbol des civiliſirten Lebens der Neger darin zu ſehen geglaubt. Die ſchönen dunkeln Augen, die prächtigen

weißen Zähne, besonders bei einigen jungen Mädchen, glänzten wahrhaft herzerfreuend, während sich ihre Häupter unter den Halbkreisen und Bogen der Rosenguirlanden bald beugten, bald wieder hoben.

Mehre von diesen Negern waren vermögend und man zeigte mir unter den Versammelten einen jungen Neger, der sich im Besitz eines Vermögens von 20,000 Dollars befand.

Die spanischen Gesetze für die westindischen Colonien, „las leyes de los Indias", haben manche gute und gerechte Bestimmungen zur Befreiung und zum Vortheil der Negersklaven, von denen die amerikanischen Sklavenstaaten — zu ihrer Schande sei es gesagt — weit entfernt sind. Die amerikanischen Gesetze treten der Freiheit und Unabhängigkeit der Sklaven entgegen; die spanischen Gesetze begünstigen Beides. Hier darf sich ein Sklave für den vom Gesetze festgestellten Preis von fünfhundert Dollars freikaufen, und die Richter (syndici) sind angewiesen, über die Rechte der Sklaven zu wachen. Hier darf eine Mutter die Freiheit ihres Kindes vor dessen Geburt mit funfzehn Dollars und unmittelbar nach dessen Geburt mit dem Doppelten dieser Summe erkaufen. Sie kann also ihr Kind aus der Sklaverei befreien! Mittel zum Gelderwerb haben die Negersklaven, wenigstens in den Städten, hier weit mehr als in den Sklavenstaaten Amerikas. Und die freien Neger dürfen Handel treiben, Land pachten, Land kaufen und andere Gewerbe treiben. Mancher freie Neger erwirbt sich hier ein Vermögen, besonders durch den Handel.

Dagegen ist der Zustand der Sklaven in den Plantagen hier im Allgemeinen weit schlimmer als in den Vereinigten Staaten; sie wohnen hier schlechter, werden schlechter beköstigt, haben härtere Arbeit und — — — entbehren jeden Religionsunterricht. Sie werden ganz und gar wie Vieh betrachtet, und der Sklavenhandel mit

Afrika ist hier noch im vollen Gange, jedoch heimlich. Neulich wurde insgeheim eine Ladung von siebenhundert Negern aus Afrika in Havanna eingeführt*). Die Regierung der Insel empfängt für jeden Neger funfzig Dollars in „hush money“ und schweigt. Schön und ehrenvoll!

In den Städten sehen die Neger munter und wohlgemuth aus. Man sieht auf den Promenaden und in den Kirchen eine Menge schöne, wohlgewachsene und nicht selten prächtig gekleidete Mulattinnen. Die hellen Mulatten kommen den Spaniern in Bezug auf Farbe und Gesichtszüge oft so nahe, daß es schwer ist, sie von ihnen zu unterscheiden. Die Spanier sollen im Allgemeinen sehr gut gegen ihre Hausſklaven, und nicht selten sehr schwach gegen deren Schwächen sein.

---

2. März 1851.

Guten Morgen, mein liebes Herz! Ich komme aus der Messe in der Kirche von Matanzas. (Denn Matanzas hat nur eine einzige Kirche, obwol die Stadt eine Bevölkerung von dreitausend und einigen Seelen zählt.) Ich hörte darin eine rauschende Musik von dem spanischen Militär in der Stadt, welche (die Musik nämlich) der Tanzmusik sehr ähnlich klang, sah dann eine große Parade von den im mittelsten Schiffe der Kirche scharenweise auf prächtigen Teppichen knienden Damen, viele

*) Diese armen Menschen werden hier nicht öffentlich, sondern unter der Hand verkauft. Sie sollen im höchsten Grade abgemergelt und elend aussehen, wenn sie nach der Ueberfahrt aus Afrika, welche ein dreiwöchentliches Märtyrerthum für sie ist, zuerst ans Land gebracht werden. Ehe sie verkauft werden können, bedürfen sie dann längere Zeit gute Nahrung und Pflege.

derſelben ſehr ſchön, alle in großer Toilette von Seide und Sammet, mit Juwelen oder Blumen, mit entblößten Hälſen und Armen, mit durchſichtigem weißen oder ſchwarzen Flor über der ganzen, wie zum Ball gekleideten Geſtalt, und augenſcheinlich weit mehr mit ihrem Aeußern als mit ihren Gebetbüchern beſchäftigt. Rings um ſie ſtanden Reihen von wohlgekleideten Herren, augenſcheinlich mehr damit beſchäftigt, nach den Damen zu ſehen, als etwas Anderes zu thun. Gottesdienſt und Andacht ſah man bei Niemand, außer — wenn ich nach dem Geſicht urtheilen darf — bei zwei Perſonen, nämlich bei einem ältlichen Spanier und bei einer Mulattin. Im Uebrigen großes Schauſpiel von Geiſtlichen und Ceremonien. Die Emporkirche war bis ans Dach hinauf mit Palmenzweigen, Fahnen und Heiligenbildern bedeckt. Palmenzweige wurden geſegnet und vertheilt. Spaniſches Militär nahm an der Feierlichkeit Theil; die Soldaten waren in der Kirche in Reihen aufgeſtellt — die meiſten von ihnen ſehr junge Männer mit ſchmächtigen Geſtalten und feinen ſchönen Zügen. Die Sklaven und Sklavinnen hatten ſich, nachdem ſie für ihre Herrinnen und deren Töchter Teppiche ausgebreitet hatten, in den Hintergrund der Kirche zurückgezogen und knieten daſelbſt auf dem ſteinernen Fußboden. Eine Fremde und eine Proteſtantin kniete mitten unter ihnen und betete für ſie, wie für ſich ſelbſt und die Ihrigen. Aber ihr Gebet, in ſoweit ſie für ſich betet, iſt eine Dankſagung. Auch ſie empfing einen eingeſegneten Palmenzweig und wird denſelben zur Erinnerung an dieſe Morgenſtunde in ihre Heimat hoch oben im Norden mitbringen. Es war eine ſchöne, warme, ſonnige Morgenſtunde. Das Leben erſchien für Alle licht und leicht. Ach, wenn das innere Leben hier dem äußern entſpräche, ſo wäre es leicht, hier zu leben und den Herrn zu loben!

Die ſchönen Anzüge gewähren mir (obwol ich ſie in der Kirche misbilligen muß) auch Vergnügen, und die

ſpaniſche Mantilla (die jedoch, wie man ſagt, immer mehr aus dem Gebrauch kommt) iſt von ungemein maleriſcher Wirkung. Auch Negerinnen und Mulattinnen tragen ſie, meiſt wie einen Langſhawl über den Kopf geworfen und von dichterm Stoff, um ſich gegen die Sonne zu ſchützen, wenn ſie während des Tages im Freien ſind. Manchmal und auch heute habe ich Frauenzimmer geſehen, die augenſcheinlich nicht arm, aber in Anzüge von grober grauer Sackleinwand gekleidet waren und Langſhawls von demſelben Stoffe über den Kopf trugen. Man ſagte mir, daß ſie dies in Folge eines Gelübdes thäten, welches ſie beim Gebet für ſich oder für die Ihrigen in Noth- oder Krankheitsfällen gethan hätten.

Heute um zwei Uhr verlaſſe ich Matanzas, um mit meinen freundlichen Wirthsleuten auf eine Zuckerplantage zu fahren, welche den Aeltern der Mrs. Baley zugehört und in einer Gegend Namens Limonar, etwa funfzehn Meilen von hier entfernt liegt. Dort will ich die Bäume und Blumen und was unſer Herr ſonſt will ſtudiren. Nach einem mehrtägigen Aufenthalt in Limonar begebe ich mich zu Madame de Coningh, die ſich auf einer großen Zuckerplantage zwiſchen Matanzas und der Stadt Cardinas aufhält. Freundliche gaſtfreie Leute gewähren mir auch hier reichliche Gelegenheit, Land und Volk kennen zu lernen. Und ich kann nicht ſagen, wie dankbar ich dieſe Güte empfinde und anerkenne!

Ariadne Juhegno, 7. März 1851.

Hier habe ich nun beinahe eine Woche mitten im Schoos der Sklaverei zugebracht und mich während der erſten Tage meines hieſigen Aufenthalts dadurch ſo niedergedrückt gefühlt, daß ich gar nicht viel taugte. Dicht vor meinem Fenſter — das Herrenhaus auf der Plan-

tage ist ein einstöckiges — muß ich den ganzen Tag hindurch einen Trupp Negerweiber unter der Peitsche arbeiten sehen, deren Klatschen (jedoch in der Luft) über ihren Köpfen neben dem wiederholten ungeduldigen Rufen ihres Antreibers (eines Negers) — „Arrea! Arrea!" — (Schnell, schnell!) sie in beständiger Thätigkeit erhält. Und des Nachts — die ganze Nacht hindurch — höre ich ihre müden Schritte, wenn sie auf den großen Steinplatten dicht vor meinem Fenster die zerquetschten Stücken Zuckerrohr, welche sie aus der Zuckermühle hierher tragen, zum Trocknen ausbreiten. (Am Tage besteht ihre Arbeit darin, die getrockneten Stücken zusammen zu harken (la bagaza) und sie in Körben in die Zuckermühle zurückzutragen, wo sie dazu benutzt werden, die Oefen beim Zuckersieden zu heizen.) Denn die Arbeit auf einer Zuckerplantage muß unaufhörlich Tag und Nacht während der ganzen Zeit der Zuckerernte fortgehen, und diese Zeit, welche auf Cuba „la Seca" genannt wird, dauert ungefähr die Hälfte des Jahres. Wahr ist es, daß ich oft Weiber bei ihrer anhaltenden Arbeit plaudern und lachen gesehen habe, unbekümmert um das Klatschen der Peitsche. Und während der Nacht habe ich oft afrikanische Gesänge und munteres Geschrei — dem aber hier alle Melodie und Musik fehlt — aus der Zuckermühle gehört. Auch weiß ich, daß die Arbeiter auf dieser Plantage aller sechs Stunden wechseln, sodaß sie stets beinahe sechs Stunden von vierundzwanzigen zum Ausruhen und zur Erfrischung haben. Nicht minder haben sie zwei ganze Nächte in jeder Woche, in denen die Zuckermühle ruht und alle Sklaven ausschlafen können. Aber dessenungeachtet konnte ich es nicht verschmerzen. Und ich kann es auch jetzt noch nicht verschmerzen; aber ich kann es besser ertragen, nachdem ich die Heiterkeit der Sklaven bei ihren Mahlzeiten und ihr gutes, behagliches und auch vergnügtes Aussehen im Allgemeinen auf dieser Plantage gesehen habe.

Mehrmals habe ich die „Bohea“ der Negersklaven besucht — das ist eine Art von niedriger Festungsmauer auf vier Seiten um einen großen Hof erbaut, mit einem großen Eingang auf der einen Seite, welcher des Nachts verschlossen ist. Im Innern dieses Hofes sind Thüren zu den Wohnungen der Sklaven, welche sich in der Mauer selbst befinden — für jede Familie ein Zimmer. Mitten auf dem großen Hof ist ein Gebäude, das zur Küche, zum Waschhaus u. s. w. dient. In der Bohea habe ich mehr als einmal den Mahlzeiten der Sklaven beigewohnt und gesehen, wie sie ihre Calebashschalen voll schneeweißen Reis holen, der in einem ungeheuern Kessel für sie gekocht wird und den die schwarze Köchin mit ihrer Kelle austheilt, und zwar — wie mir scheint — mit rücksichtsloser Freigebigkeit. Ich habe die weißen Zähne der Sklaven glänzen sehen und ihr Geplauder und Gelächter gehört, während sie gewöhnlich im Gehen oder im Stehen den weißen Reisbrei verzehren, den sie sehr lieben. (Sie helfen sich dabei meistentheils mit den Fingern.) Außerdem bekommen sie gesalzenen Fisch und geräuchertes Fleisch; auch sah ich in manchen ihrer Wohnungen Büschel von Bananen und Tomatoes liegen. Durch die Gesetze ist der Plantagenbesitzer verbunden, jedem Sklaven eine gewisse Quantität von getrockneten Fischen oder gesalzenem Fleisch sammt einer gewissen Anzahl von Bananen wöchentlich zu geben. Damit verfahren die Sklavenbesitzer natürlich nach Belieben; denn welches Gesetz kann in solchen Dingen genau überwacht werden? Aber das Aussehen der Sklaven zeugt deutlich davon, daß sie gut genährt und mit ihrem Schicksal zufrieden sind.

Ich fragte sie oft, indem ich auf ihre Wohnung zeigte: — „E bueno?“ — und erhielt stets ein vergnügtes und offenes Lächeln mit den Worten zur Antwort: — „Si, e bueno!“

Ich habe schon in Amerika die Franzosen als die

verſtändigſten unter den Sklavenbeſitzern ſchildern hören, und mein hieſiger Wirth, Mr. Chartrain, welcher ein Franzoſe und auf San-Domingo geboren iſt, hat mir den Beweis der Wahrheit in dieſer Beziehung geliefert. Er hält ſeine Sklaven tüchtig zur Arbeit an, aber er nährt und hält ſie dabei gut, und darum arbeiten ſie heiter und rüſtig.

Im Uebrigen habe ich hier vortrefflich mit dieſer freundlichen Familie gelebt. Mein Wirth, Mr. Chartrain, iſt ein artiger, lebhafter und geſprächiger Franzoſe mit einem guten Theil Scharfſinn und Witz, und ich habe ihm viele werthvolle Aufklärungen zu verdanken, darunter auch über die afrikaniſchen Negerſtämme, deren Charakter, Leben und ſtaatliche Zuſtände an der Küſte, von welcher die meiſten Sklaven hierher gebracht werden — meiſtentheils in der Weiſe, daß ſie von den afrikaniſchen Häuptlingen im Wege freiwilligen Uebereinkommens an die weißen Menſchenhändler verkauft werden; denn Mr. Chartrain iſt perſönlich dort geweſen und weiß daſelbſt gut Beſcheid. Von ihm habe ich auch die verſchiedenen Stämme nach ihren Charakterzügen und nach ihrer ungleichen Weiſe, ſich zu tatowiren, unterſcheiden lernen. So habe ich die Congos als die „Franzoſen Afrikas", als ein lebhaftes, fröhliches, aber leichtſinniges Völkchen kennen lernen. Die Congoneger haben Geſichter mit eingedrückten Naſen, breitem Mund, prächtigen Zähnen, dicken Lippen, ſtarken Backenknochen; ſie ſind von ſtarker, breiter, aber nicht hochgewachſener Geſtalt. Die Gangasneger nähern ſich den Congos; die Luccomees und Mandingos dagegen ſind die edelſten unter dieſen Küſtenvölkern, haben hohe Geſtalten und zeigen ſchöne, oft merkwürdig regelmäßige und edle Geſichtszüge und einen ernſten Charakter. Von dem Mandingoſtamme gehen die Prieſter und Wahrſager der Neger meiſtentheils aus. Die Luccomees ſind ein ſtolzes und ſtreitbares Volk; als Sklaven ſind ſie anfangs ſehr

ſchwer zu behandeln, freiheitsliebend und leicht zur Wildheit gereizt. Wenn ſie aber gut behandelt werden und Gerechtigkeit gegen ſich geübt ſehen (die Gerechtigkeit, die man üben kann, wenn man ſie als Sklaven behandelt), ſo werden ſie in einigen Jahren die beſten und zuverläſſigſten Arbeiter auf den Plantagen. Die Callavalis oder Caraballis ſind auch ein guter Volksſtamm, obgleich etwas faul und nachläſſig. Ich habe unter ihnen prächtige Geſtalten geſehen. Sie haben plattere Naſen und breitere Geſichter, auch weniger Ernſt in ihrem Charakter als die Luccomees. Alle hieſigen Neger ſind im Geſicht tatowirt, Einige um die Augen, Andere auf den Backenknochen u. ſ. w., je nach den Stämmen, denen ſie angehören. Die Meiſten, auch die Männer, tragen Halsbänder von rothen oder blauen Perlen — die rothen Perlen ſind der prächtige korallenartige Same einer Baumart auf der Inſel — und die Meiſten, Männer und Frauen, haben geſtreifte baumwollene Tücher um den Kopf geſchlungen.

Es iſt hier auch ein Neger von dem Fulahſtamme, ein kleiner Mann mit feinen Zügen und ſchwarzem, langem, glänzendem Haar, das dieſem Stamme eigenthümlich ſein ſoll.

Das ſind die vorzüglichſten Stämme und Charaktere der Neger, die ich hier kennen gelernt habe.

Aber von einem Neger muß ich dir noch erzählen, deſſen Geſchichte mit der Familie auf dieſer Plantage eng verbunden iſt. Man hat mir dieſe Geſchichte hier erzählt und ſie gibt ein ſchönes Zeugniß von dem eigenthümlichen Edelmuth im Charakter der Neger, wenn derſelbe zu ſeiner rechten Entwickelung gelangen kann. Er hieß Samedi (oder Saturday) und war auf San-Domingo Sklave bei den Aeltern meines Wirths, als die bekannte Metzelei dort geſchah. Aus dieſer Metzelei rettete er mit eigener Lebensgefahr die beiden Knaben ſeines Dienſtherrn — mein Wirth war einer dieſer Kna-

ben — indem er ſie während der Nacht auf ſeinen Schultern aus der Stadt durch alle Gefahren hinunter an den Hafen trug, wo er ſich eines kleines Fahrzeugs verſichert hatte, auf welchem er ſich mit den beiden Knaben nach Charleſton in Südcarolina flüchtete. Hier brachte er die beiden Knaben in eine Schule und arbeitete ums Tagelohn. Er und die Kinder hatten in dieſer ſchrecklichen Nacht auf San-Domingo Alles verloren. Sie hatten blos ihr Leben retten können. In Charleſton ernährte und kleidete er die Knaben von dem Ertrage ſeiner Arbeit und gab ihnen in jeder Woche drei Dollars von ſeinem Arbeitslohn. Damit fuhr er fort, bis die Knaben junge Männer geworden waren. Und er war nun ein alter Mann geworden.

Mein Wirth ging zur See und erwarb ſich durch Thätigkeit und Glück ein nicht unbedeutendes Vermögen.

Nachdem er eine Plantage auf Cuba gekauft und ſich daſelbſt verheirathet hatte, nahm er den alten Saturday zu ſich, ſorgte nun ſeinerſeits für ihn und gab ihm jede Woche drei Dollars Taſchengeld als Erwiderung Deſſen, was er in ſeiner Jugend von ihm empfangen hatte. Der alte Saturday lebte hier lange glücklich und ſorgenfrei, geliebt und geachtet von Allen, die ihn kannten. Er ſtarb vor einigen Jahren in hohem Alter. Er war ein aufrichtiger Chriſt und ſehr fromm; ein guter Chriſt in jeder Beziehung. Es war demnach eine nicht geringe Ueberraſchung für ſeinen Herrn, als er nach ſeinem Tod ein afrikaniſches Amulet auf ſeiner Bruſt fand, ein bedrucktes und zuſammengebrochenes Blatt Papier mit Buchſtaben und Worten aus einer afrikaniſchen Sprache, dem der Neger eine übernatürliche Kraft zuzuſchreiben ſchien. Aber ein gutes Chriſtenthum kümmert ſich nicht um ſolchen heidniſchen Aberglaubeu, übrig geblieben wie eine Dämmerung nach der alten Nacht. Unſere guten chriſtlichen Bauern in Schweden können auch nicht unterlaſſen, noch an Elfen und Kobolde, an

kluge Männer und Frauen zu glauben, und — — — ich ſelbſt glaube bis zu einem gewiſſen Grad daran. Kobolde gibt es genug, und ſie wirken auch genug, aber

„wer recht ſein Vaterunſer beten kann,
der fürchtet nicht den Teufel, nicht den Kobold, nicht den klugen Mann!“

Aber dennoch

„es iſt ſo finſter und ſo tief, ſo weit in den Wald hinein!“

Was meinſt du zu dieſem Negerſklaven? — Sollte wol ein Volksſtamm, der ſolche menſchliche Helden aufzuweiſen vermag, jemals verſklavt werden? — Uebrigens ſteht Saturday's Beiſpiel bei dem Blutbad von San-Domingo keineswegs vereinzelt da. Mehre Sklaven retteten mit Gefahr für ihr eigenes Leben ihre Gebieter oder deren Kinder oder ſuchten dieſelben wenigſtens zu retten, und mehre ſetzten dabei ihr Leben aufs Spiel.

Noch tröſtlicher als der Beſuch in der Bohea der Sklaven ſind für mich einige Beſuche in den Hütten freier Neger im Dorfe Limonar geweſen, welches einige Hundert Schritte von dieſer Plantage entfernt liegt. Es war an einem ſchönen Morgen zeitig, als ich mich auf eine Entdeckungsreiſe dahin begab. Die kleinen Häuſer, manche von Birkenrinde, andere aus Wänden von geflochtenen Reiſern und wie Kegel erbaut, alle mit Dächern von Palmenblättern verſehen und von Cocospalmen und andern tropiſchen Bäumen umgeben, ja, das ganze Dorf hatte ein afrikaniſches Anſehen, nach Allem, was ich von afrikaniſchen Hütten und Städten gehört und geleſen hatte. Es war in Allem eine gewiſſe maleriſche Unordnung, ſchön durch die ſchönen Bäume und erfriſchend nach der ermüdenden anglo-amerikaniſchen Regelmäßigkeit. Die Hütten waren ſo leicht und mit ſo wenig Beſchwer als möglich erbaut und die Bäume waren

von selbst aus dem warmen Erdboden hervorgewachsen, um sie zu beschatten. Jedes kleine Stück Garten lag in der Morgensonne da wie ein kleines irdisches Paradies.

Es waren auch in der That irdische Paradiese, diese kleinen Gärten mit Reißighütten und Palmen. Die meisten von ihnen waren die Wohnungen freier Neger. Das wußte ich an diesem Morgen noch nicht, aber es ahnte mir, als ich durch das Dorf wanderte. Ein kleines eingehegtes Stück Land zur Rechten lockte mich durch einige ungewöhnliche Bäume und Früchte. Ich beschloß, demselben einen Morgenbesuch zu machen. Der kleine Zaun war sehr bereitwillig, Leute durchzulassen. Ich schritt hindurch auf einem schmalen, nett mit Sand bestreuten Weg, der links abführte und mich zu einer mit Palmenblättern bedeckten Hütte von Birkenrinde unter Cocospalmen brachte. Ein Stückchen weiter unten lag ein schattiges Wäldchen von Bananen und Mangobäumen sammt einigen Bäumen mit weißen runden Früchten, die an weißen Aesten hingen. In der Nähe der Hütte standen hochgewachsene Bäume — augenscheinlich eine Art von Palmen — die besonders meine Aufmerksamkeit erregt hatten; es waren auch Cactusgebüsche und Blüten da. Ueberhaupt zeugte hier Alles von einer Ordnung und Umsicht, die sonst bei den Anlagen von Afrikas Kindern ungewöhnlich ist. Die Hütte war gut gebaut und gut erhalten, und die zahlreichen tropischen Bäume, welche dieselbe umgaben, waren augenscheinlich con amore gepflanzt. Diese kleine Hütte hatte auch ihre Piazza unter einem Dach von Palmenblättern, und auf einem Tische in der Piazza lagen einige Stücke Zuckerrohr.

Die Thür der Wohnstube stand offen; auf dem Fußboden brannte ein Feuer — ein sicheres Zeichen, daß ein Afrikaner darin wohnte! — Die Morgensonne glänzte durch die Thür. Ich guckte ebenfalls hinein. Die Stube war geräumig, ordentlich und reinlich. Zur Linken saß

auf seinem niedrigen Bette ein alter Neger, mit einem blauen Hemde und einer wollenen Mütze bekleidet; er hatte seine Elnbogen auf die Knie gestützt, sein Gesicht ruhte in den Händen, dem Feuer zugewandt, und er schien im Halbschlummer zu liegen. Er sah mich nicht und ich konnte mich also ruhig in der Stube umsehen. Auf dem Feuer stand ein kleiner eiserner Topf, mit einem Teller zugedeckt, am Feuer saß eine gelbgesprenkelte Katze und neben ihr stand auf einem Bein ein junges Huhn von weißer Farbe. Feuer, Eisentopf, Katze, Huhn, Alles schien im Sonnenschein zu schlummern. Die Katze blinzelte mich ein wenig an, schloß aber die Augen sogleich wieder und wandte ihren Kopf dem Feuer zu. Es war ein Bild eines wahren tropischen Stilllebens. An den braunen Wänden der Stube hingen mehre Maiskolben, Früchte und trockene Eßwaaren, auch einige Gartengeräthschaften.

Nach einer Weile stand der alte Neger auf, ohne mich zu bemerken, wandte sich um und fing an, sein Bettzeug in Ordnung zu bringen; denn das Bett hatte wirklich dergleichen. So legte der Greis das Betttuch und die Decke zusammen und rollte zuletzt eine kleine Matte von dickem und schönem Flechtwerk auf, die unter dem Betttuch gelegen hatte. Nachdem er alle diese Gegenstände mit großer Genauigkeit weggelegt hatte, setzte er sich wieder auf sein niedriges Bett, das aus wenigen Bretern bestand und starrte wieder schläfrig in das Feuer. Aber jetzt blickte er auf und wurde mich gewahr. Er blinzte als Begrüßung freundlich mit den Augen und sagte: — „Cafe!" — Ich weiß nicht, ob er mich zum Kaffee einlud oder ob er Kaffee von mir verlangte. Die Katze und das Huhn schienen ihr Frühstück zu wittern, begannen sich zu bewegen und da ich vermuthete, daß die Frühstücksstunde gekommen war und das Frühstück fertig über dem Feuer stand, so sagte ich zu dem Greis, der Katze und dem Huhn! — „Buena mesa! Retor-

nero!" — Sie mochten es verſtehen, ſo gut ſie konnten, und ging ich weiter um die kleine Plantage herum.

In dem Bananenwäldchen waren einige kleine Reißighütten und in jeder derſelben wohnte ein großes — Schwein, welches gegenwärtig ein köſtliches Frühſtück von großen Bananenblättern verzehrte. Schweine ſind der vorzüglichſte Reichthum der freien ackerbauenden Neger und auch der Sklaven auf den Plantagen. Sie ernähren dieſelben ohne Schwierigkeit mit Bananenblättern und Erdfrüchten und verkaufen ſie, das Stück für zehn bis funfzehn Peſos (Dollars). Hinter dem Wäldchen mit den Fruchtbäumen und den Schweinen war ein Stück Feld, mit Wurzelfrüchten und Mais ziemlich ſchlecht beſtellt. Hier traf ich einen Neger und eine Negerin bei der Arbeit, aber augenſcheinlich bei einer Arbeit „ad libitum". Wir begrüßten uns und verſuchten uns miteinander zu unterhalten; aber es wurde nur ein Gelächter daraus. Sie lachten über meine Worte und darüber, daß ich die ihrigen nicht verſtand; und ich lachte über ihr gutmüthiges herzliches Lachen, ein wahres tropiſches Lachen aus Herzensgrunde. Es kann das Herz erwärmen, wenn man die Neger ſchwatzen und lachen ſieht.

Das kleine Feld, das mir ein paar Tonnen Ausſaat groß zu ſein ſchien, war von einer Art Umzäunung umgeben, ein Theil davon Zaun, ein Theil ſteinerne Mauer, ein Theil lebendige Hecke. Nachdem ich Alles, was ich wollte, geſehen, gelacht und mit den Negern die Hände geſchüttelt hatte, begab ich mich wieder heim in die Zuckerplantage, um mein Frühſtück zu eſſen.

Von Mr. Chartrain erfuhr ich, daß die hohen palmenähnlichen Bäume, deren Stämme mit Büſcheln von Früchten behangen ſind, welche kleinen Cocosnüſſen gleichen, Papaya und die weißen Früchte Caimetos genannt werden, ſowie daß der alte Neger, den ich beſucht hatte, Pedro hieß, von einer freien Mutter geboren war

und ſich ſtets als ein guter und redlicher Mann gezeigt hatte. Er hatte ſich ſein Haus ſelbſt gebaut und die Bäume auf dem kleinen Bauplatz, den er von der Kirche für fünf Peſos jährlich erpachtet hatte, ſelbſt gepflanzt. Das Dorf Limonar war, wie es mir geahnt hatte, zum größten Theil von Negerſklaven erbaut und bewohnt, die ſich frei gekauft und ein Stück Land im Dorfe in Pacht genommen hatten. Aber viele Bewohner deſſelben waren — wie mir geſagt wurde — nicht ſo ehrlich wie der alte Pedro; manche darunter waren faul und ernährten ſich lieber dadurch, daß ſie Zuckerrohr, Früchte und dergleichen ſtahlen, als daß ſie dieſelben ſelbſt erbauten.

Auf meinen Wunſch begleitete mich Mrs. Chartrain eines Nachmittags zu einem Beſuch bei den Negern in Limonar, um mir bei meinen Unterredungen mit denſelben als Dolmetſcherin zu dienen. Dieſe Frau iſt ebenſo ſtill und ſanft in ihrem Weſen, als ihr Mann rührig und lebhaft iſt; ſie iſt ſehr muſikaliſch und hat eine Stimme, die ſich wie wirkliche Muſik anhört, beſonders wenn ſie das ſchöne Spaniſch ſpricht. Wir beſuchten verſchiedene Negerhäuſer. Die meiſten waren nicht ſo hübſch wie Pedro's Wohnung. Die Neger hatten ihre Ländereien gegen eine geringe jährliche Abgabe in Pacht oder bearbeiteten ſie um die Hälfte des Ertrags, welche ſie an einen ſpaniſchen Creolen abgaben. Ich fragte ſie, ob ſie nach Afrika zurückzukehren wünſchten. Darauf antworteten ſie: — „Nein; ſie befänden ſich hier wohl!“ — Gleichwol waren die meiſten gewaltſam aus Afrika weggeführt worden, nachdem ſie bereits über ihre Jugendjahre hinaus geweſen waren. Eine Frau hatte ihren linken Arm verloren. Mrs. Chartrain fragte ſie, auf welche Weiſe ſie um dieſen Arm gekommen ſei, und die Negerin erzählte darauf in ſpaniſcher Sprache mit lebhaftem Geberdenſpiel eine Geſchichte, die mir Mrs. Chartrain nicht verdolmetſchen wollte. Allein

aus dem traurigen niedergeſchlagenen Ausdrucke in ihrem ſanften Geſicht ſah ich, daß ich die Erzählung nicht falſch verſtanden hatte, wenn ich annahm, daß ſie eine ſehr grauſame Handlung eines Sklavenbeſitzers oder ſeines Agenten (mayoral) gegen die arme ſchutzloſe Sklavin betraf.

Zuletzt beſuchten wir den alten Pedro. Ich hatte Kaffee für ihn und einige ſpaniſche Phraſen für ſeine Pfleger, den Mann und die Frau, die ich am vorher beſchriebenen Morgen auf dem Felde getroffen hatte, mit mir genommen. Sie waren jetzt ſämmtlich in der Stube und der alte Pedro ſaß auf ſeinem Bett wie neulich.

Der Mann hatte ſeinen rechten Arm in der Zuckermühle zerquetſcht und dieſer war ihm am Elnbogen abgenommen worden. Er hatte ſich dann für zweihundert Peſos frei gekauft und auch die Frau hatte — wenn ich nicht irre, für dieſelbe Summe — ihre Freiheit erkauft. Ich fragte, ob ſie nach Afrika zurückzukehren wünſchten. Sie antworteten lachend: — „Nein. Was ſie dort machen ſollten? — Sie wären hier glücklich!“ — Sie waren innig vergnügt und munter. Ich ermahnte ſie, recht gut gegen den alten Pedro zu ſein. — „Gott wird es euch vergelten!“ — ſetzte ich hinzu. Sie antworteten mir lachend: — „Ja, ja!“ — Nie hat mich Etwas ſo unterhalten wie dieſer Beſuch.

Es war dunkel geworden, während wir vor dem Hauſe unter den Cocos- und Papayabäumen ſtanden, und die Sterne traten mit mildem Glanz aus der blauen Tiefe des Himmels hervor. Von der Stelle, auf welcher wir ſtanden und die ziemlich hoch lag, ſahen wir die rothen Feuer aus den Erdöfen bei Mr. Chartrain's Zuckermühle glänzen und hörten die wilden Geſänge und das Geſchrei aus den umherliegenden Zuckermühlen. Dort war Sklavenarbeit, raſtloſes Leben, die Gewalt der Peitſche, der glühende Ofen der Sklaverei; hier Freiheit, Frieden und Ruhe unter dem ſchönen tropiſchen Himmel im Schooſe

seiner reichen Fruchtgärten. Dieser Contrast war auffallend.

Cuba ist die Hölle und zugleich das Paradies der Neger. Der Sklave hat in den Plantagen härtere Arbeit, aber mehr Zukunft, mehr Aussicht auf Freiheit und Glück als der Sklave in den Vereinigten Staaten.

Der Sklave an dem heißen Ofen der Zuckermühle kann zu den Anhöhen blicken, auf denen die Palmen wehen, und dabei denken: — „Unter ihnen werde ich eines Tages ausruhen!"

Und wenn er dahin gelangt ist, wenn er dort lebt, wie der alte Pedro, in der Hütte, die er sich selbst gebaut, unter den Bäumen, die er selbst gepflanzt hat, oder wie der alte Mann mit dem zerschmetterten Arme und seine Hausfrau — wer ist dann glücklicher als sie? — Die Sonne gibt ihnen Kleidung, die Erde gibt ihnen gegen geringe Mühe reichliche Nahrung; die Bäume lassen für sie ihre schönsten Früchte fallen und geben ihr Laub her, um damit ihre Wohnungen zu decken und ihr Vieh zu ernähren; jeder Tag ist schön und sorgenfrei, jeder Tag hat seine Genüsse — Sonne, Ruhe, Früchte, Leben in einer Luft, deren bloßes Einathmen eine Seligkeit ist. Der Neger begehrt weiter nichts. Und wenn er am Abend und des Nachts die rothen Feuer aus den Zuckermühlen leuchten sieht und das Geknall der Peitschen und das Geschrei von dorther hört, dann kann er emporschauen zu den sanften Sternen, die durch die Palmen über seinem Haupt blicken, und kann den Herrn des Himmels preisen, der auch für den Sklaven schon auf Erden einen Weg aus der Gefangenschaft zum Paradies gebahnt hat. Denn er war bei ihm am heißen Ofen in der Zuckermühle und unter der Peitsche des Aufsehers. Nun ist er hier in Freiheit und in Frieden unter seinen Palmen. Und auch sein belasteter Bruder kann hierher kommen. Was thut es, daß sein Arm

zerschmettert ist? Sein Herz ist gesund. Er ist frei und glücklich, und Niemand kann ihm seine Freiheit nehmen.

Der Neger unter Spaniens Oberherrschaft kann eine Hoffnung hegen und eine Danksagung erheben, die er unter dem freien Banner der amerikanischen Union nicht haben kann.

Heute ist Sonntag und Mr. Chartrain macht mir das Vergnügen, mich dem Tanze der Neger auf der Plantage eine Stunde des Vormittags zusehen zu lassen. Sonst pflegen sie während der Dauer der „la seca“ nicht zu tanzen. Aber sie thun es gern, wenn sie nur Erlaubniß dazu erhalten, trotz ihrer anhaltenden Arbeit durch Tag und Nacht. Schon höre ich die afrikanische Trommel mit ihrem eigenthümlichen muntern bestimmten Takt, und sobald ein kleiner Negerknabe getauft sein wird, soll der Tanz beginnen.

Ich habe hier ein angenehmes Leben mit dieser freundlichen Familie geführt, in welcher viel gegenseitige Zuneigung und ein guter Theil von der Heiterkeit zu herrschen scheint, die wir in unserm älterlichen Hause besaßen, als wir noch Viele im Hause waren. Vier Söhne und drei Töchter necken einander und scherzen freundlich miteinander in den Eß- und Zwischenstunden, und der jüngste Knabe ist so kindlich und spiellustig, daß er mich verlockt, mit ihm zu spielen. Des Morgens und des Abends mache ich meine einsamen Wanderungen in die Umgegend, meistentheils von drei großen Bluthunden begleitet, die ich nicht loswerden kann, die aber fromm wie die Lämmer sind und sich ganz still zu meinen Füßen legen, während ich etwa einen merkwürdigen Baum oder einen andern Gegenstand abzeichne. Und es ist vielleicht gut, daß ich diese Hunde bei mir habe, denn es sollen zuweilen entlaufene Negersklaven auf der Insel herumstreifen, gegen die mir die Hunde als Wache dienen. Diese Hunde sind darauf abgerichtet, so zahm sie gegen

Weiße ſind, ſo gefährlich gegen die Schwarzen zu ſein; und die Schwarzen fürchten ſich ſehr vor ihnen.

Ich habe einige merkwürdige Bäume abgezeichnet, einen ſchönen Ceibabaum in ſeiner vollen Geſundheit und Pracht, einen wahren Prachtbaum — und auch einen Ceibabaum in den Armen ſeiner entſetzlichen Mörderin oder Geliebten oder Beides vereint. An dieſem Baume ſieht man den Paraſiten mit ein paar rieſenhaften Händen um den Stamm des Baumes herumgreifen und denſelben in ſeiner Umarmung gleichſam erſticken. Ich habe auch hier viel Genuß in der balſamiſchen Luft und in dem ungewöhnlichen Anblick, den die Vegetation gewährt, gefunden. Es ſind einige ſchöne Alleen (Guadarajahs werden ſie im Spaniſchen genannt) auf der Plantage, eine von Königspalmen, eine von Mangobäumen u. ſ. w. Abends, ſobald es dunkel geworden iſt, muſiciren wir (denn die ganze Familie iſt muſikaliſch) bei offenen Thüren, während die Lüfte ſpielend ins Zimmer wehen.

Zucker kann ich vom Anfange bis zum Ende bereiten, wenn ich nämlich Zuckerrohr und eine Zuckermühle habe. Der Proceß iſt ſo einfach und ſieht ſich ſo hübſch an, daß ich glaube, du wirſt ihn nicht ungern hier auf dem Papier ſehen, wie ich ihn in Mr. Chartrain's prächtig eingerichteter Zuckermühle geſehen und beobachtet habe. Aber zuerſt wollen wir das Zuckerrohr abſchneiden ſehen. Es wogt auf dem Felde hin und her, wie dichtes und hohes grünes Rohr. Die Stämme, ſo dick wie tüchtige Stöcke, ſind jedoch gelb und ein Theil derſelben hat feuerfarbige Streifen und Flecke, ein anderer Theil verſchiedene andere Unterſcheidungszeichen, wie z. B. kürzere oder längere Entfernungen zwiſchen den Gliedern, je nach ihrer beſondern Art; denn es gibt hier verſchiedene Arten von Zuckerrohr, wie Otaheitirohr, Bandrohr u. ſ. w. Das Rohr wird nahe an der Wurzel mit einer ſcharfen Scheere, oder mit einer kurzen gekrümmten Senſe abgeſchnitten, ein oder zwei Stämme auf einen Hieb. Der

grüne Wipfel wird abgeschnitten und das Rohr bei Seite gelegt. Die Neger bewerkstelligen diese Operation mit großer Schnelligkeit und Gewandtheit und, wie es scheint, auch con amore. Man sagt, sie liebten das Zerstören, und ich möchte fast glauben, daß dies der Fall sei. Das prasselt und knackt frisch unter dem Rohr, das ist ein munteres Arbeiten, und die schwarzen Gestalten mit ihrer breiten Brust und ihren sehnigen Armen nehmen sich gut dabei aus. Das abgehauene Rohr wird auf Wagen geladen, die mit Ochsen bespannt sind, und in die Zuckermühle gefahren. Gleich an der offenen Thür der Zuckermühle wird das Rohr von Weibern in eine breite erhöhte Rinne geschafft, die sich ins Haus bis an einen erhöhten Raum hinzieht, auf welchem sich zwei breite Mühlsteine in entgegengesetzter Richtung drehen, der eine nach links, der andere nach rechts, einer ein wenig höher als der andere. Längs dieser Rinne stehen Weiber, die das Rohr hinauf zu der Erhöhung schaffen, auf welcher sich die Steine befinden. (Und ich habe hier ein paar junge Weiber arbeiten sehen, die wahrhafte Schönheiten sind, mit ihren dunkeln glänzenden Augen, weißen Zähnen, korallenrothen Perlenbändern um den Hals und hellrothen Tüchern um den Kopf.) Und oben auf einer Treppe steht ein Neger, der darauf zu sehen hat, daß jedes Rohr richtig zwischen die Mühlsteine kommt. Zwischen den Steinen wird ihr Saft bei jedem halben Umschwung ausgepreßt und das Rohr, welches von oben zwischen sie hingeworfen wird, fällt ausgepreßt unter die Steine in eine andere Rinne, in welcher es durch eine entgegengesetzte Thür hinausgeschafft wird und dort aus der Rinne auf einen mit Ochsen bespannten Wagen fällt, der, sobald er vollgeladen ist, einem andern Wagen Platz macht. Der vollgeladene Wagen wird mit „la bagaza“ fort auf das steinerne Trottoir gebracht und dort laden Weiber mit Körben das ausgepreßte Rohr ab und breiten es zum Trocknen auf die Steinplatten, wie wir

bereits gesehen haben. Auf der einen Seite des Hauses, wo das Zuckerrohr gemahlen wird, ist eine Maschinerie befindlich, welche die Steine in Bewegung setzt. Diese Maschinerie wird durch Ochsen getrieben, wie bei uns zu Hause die Dreschmaschinen durch Ochsen bewegt werden. Jedes Paar Ochsen hat einen Führer und daher rühren des Nachts die Liederbruchstücke und das Geschrei, welches man hört. Ein Neger ruft bei irgend einer Veranlassung ein Wort laut aus und die Uebrigen antworten im Chore, indem sie das ausgerufene Wort mit irgend einer Veränderung wiederholen, welche — wie man mir gesagt hat — meistentheils keine tiefere Bedeutung hat. Ruf und Stimme sind unmelodisch; aber die Neger ermuntern sich auf diese Weise bei ihrer nächtlichen Arbeit.

Der Saft, welcher dem gepreßten Zuckerrohr entströmt, rinnt zwischen den Mühlsteinen hindurch in eine Rinne von Porzellan, die in entgegengesetzter Richtung von der großen Rinne zwischen den beiden Thüren angebracht ist und in ein Porzellanbassin leitet, in welchem der Saft gereinigt wird. Von da aus wird er wieder durch eine andere Rinne in das Zuckersiedehaus geleitet und läuft daselbst in große befestigte kupferne Kessel dicht an der Mauer, in denen er gekocht und abgeschäumt wird. An jedem dieser Kessel steht ein Neger, nackend bis zum Gürtel, der mit einer ungeheuern Kelle von Manneslänge den kochenden Zuckersaft umrührt und abschäumt. Wenn dieser Saft aus der Röhre fließt, ist er ein hellgrünes süßes Wasser; in den Kesseln wird er zu einem dicken Syrup von grauem Ansehen gekocht, welcher, wenn er fertig ist, aus den Kesseln an der Mauer in große flache Pfannen rinnt, wo er bis zum Erkalten bleibt. Wenn der Zucker kalt und fest geworden ist, wird er in Stücken zerschlagen, in große Fässer gepackt und in die Welt hinaus geschickt. (Es gibt auf Cuba keine Zuckerraffinerie, darum hat man daselbst auch keinen ordentlich weißen Zucker.) Jeder der kochenden Zuckerkessel wird

durch einen Ofen erhitzt, dessen Feuerloch von außen in der Mauer ist, von wo er fortwährend mit „la bagaza“ gespeist wird, welche getrocknet ein vortreffliches Brennmaterial gibt.

Das ist die Geschichte des Zuckerrohres, bevor es in deine Kaffeetasse kommt*). Ach, daß diese Süßigkeit unter so großer Bitterkeit erzeugt wird und daß der Genuß der Menschen andern Menschen so viele Leiden verursacht! Denn ich weiß es recht wohl, was ich hier sehe, ist noch lange nicht die dunkelste Seite der Zuckercultur. Es gibt noch eine weit dunklere Seite, von der ich jetzt — — — gar nicht sprechen will. Nun will ich den Negertanz besuchen.

Nach dem Tanz.

Es steht auf dem Grasplatz auf der Hinterseite des Hauses ein großer Otaheitimandelbaum, dessen laubige Krone sich wie ein Dach weit über die Erde ausbreitet, die er beschattet. Im Schatten dieses Baumes waren vierzig bis funfzig Neger und Negerinnen in saubern Kleidern versammelt, die Männer meist in Hemden oder Blousen, die Frauen in langen einfachen Gewändern. Hier sah ich Repräsentanten der verschiedenen Negerstämme, der Congos, Mandingos, Luccomees, Caraballis u. a. m., auf afrikanische Weise tanzen, jeder Stamm

*) Das Zuckerrohr wird dermaßen gepflanzt, daß man es der Länge nach in die Erde legt; dann wachsen aus den einzelnen Gliedern die Schößlinge hervor. Die Blüte ist ein Büschel, der demjenigen nicht unähnlich ist, den das Schilf bei uns hat, und soll aus einer Menge so kleiner Blumen bestehen, daß man dieselben mit bloßen Augen gar nicht unterscheiden kann. Allein man sieht das Zuckerrohr äußerst selten blühen. Mr. Chartrain hatte es noch nicht blühen sehen.

verſchieden von dem andern, aber alle weſentlich übereinſtimmend in den Hauptzügen des Tanzes. Der Tanz findet ſtets zwiſchen einem Manne und einer Frau ſtatt und ſtellt ſtets ein Verhältniß der Liebe und Koketterie dar, in welchem der Liebhaber ſeine Gefühle ausdrückt, theils dadurch, daß er an allen Gliedern zittert, indem er ſich um ſeine Schöne dreht, ſodaß er auseinander zu fallen bereit ſcheint, theils durch kühne Sprünge und Schwingungen, bei denen er ſeine Dame oft mit beiden Armen umfaßt, ohne ſie zu berühren. Dies war jedoch bei den Männern aus den verſchiedenen Stämmen verſchieden. Ein Caraballineger faßte während des Tanzes ſeine angebetete Schönheit zärtlich mit einem Arm um den Hals, während er ihr mit der andern Hand eine kleine Silbermünze auf den Mund drückte. Und der ſchwarze Antreiber, ein kleiner häßlicher Kerl (derſelbe, unter deſſen Peitſche ich die Frauen arbeiten ſehe) benutzte oft ſeine Gewalt, theils indem er beim Tanzen die hübſcheſten der Damen küßte, mit denen er tanzte, theils indem er den Tanz anderer Männer mit den ſchönſten Negerfrauen oder mit den beſten Tänzerinnen unterbrach und deren Platz einnahm. Denn jeder Umſtehende, der im Stande war, einen Stock oder einen Hut zwiſchen ein Paar zu bringen und daſſelbe dadurch zu trennen, durfte einen von den Plätzen dieſes Paares einnehmen. So mußte eine Frau mit drei oder vier Männern nach einander tanzen, ohne daß ſie ihren Platz verließ. Allein auch Frauen konnten einander vom Tanz ausſchließen, indem ſie ein Halstuch zwiſchen die Tanzenden warfen und dann den Platz der Zurücktretenden einnahmen. Mehrentheils ſchien dieſer Tauſch mit viel guter Laune zu geſchehen. Die Zurücktretende lächelte und ſchien damit zufrieden zu ſein, eine Weile auszuruhen, um dann zum Tanz zurückzukehren. Und der Zurückbleibende lächelte noch freundlicher und ſchien vergnügt darüber zu ſein, daß er für mehre Frauen ein Gegenſtand der Wahl war.

Der Tanz der Frau drückt stets eine Art von Schüchternheit mit Gefallsucht gemischt aus, während sie sich mit niedergeschlagenen Augen auf einer Stelle herumdreht, an Grazie und Gestalt einer Truthenne nicht wenig gleichend, und mit einem Halstuch oder mit einem farbigen Taschentuch in der Hand, zuweilen mit einem solchen Tuch in jeder Hand, theils den zudringlichen Liebhaber zurückweist, theils ihn an sich lockt — ein Manöver, das wegen seiner Symbolik recht gut für alle Völker und für alle Völkerclassen passen könnte, wenn auch — der Himmel sei dafür gelobt — nicht für alle Liebende.

Um die Tanzenden (es tanzen nur ein oder zwei Paar gleichzeitig) stehen alle Zuschauer im Kreise und begleiten den Tanz mit einem Gesang, der in der lebhaften, aber eintönigen Wiederholung einiger Worte besteht, die von einer Person mitten im Kreise angegeben werden (es scheint eine Art von Improvisator zu sein), welche zur Leitung des Gesangs besonders ausgewählt wird. So oft ein neues Paar zum Tanz auftritt, wird es mit einem gellenden Geschrei begrüßt, und Worte und Töne des Gesanges werden gewechselt. Aber der Ton ist stets ohne Melodie und die Stimmen sind es ebenfalls. Man kann sich schwer vorstellen, wie diese Stimmen jene Schönheit und jene unvergleichlich melodische Reinheit, und wie diese Menschen jene musikalische Fähigkeit entwickeln können, welche sie in den Sklavenstaaten Amerikas erreicht haben. Dieser wilde afrikanische Apfelbaum mit seinen Früchten hat, übergesiedelt in den Boden Amerikas, seine Natur und seine Früchte veredelt.

Die Worte des Gesanges sollen, wie man mir sagte, unbedeutend sein und ich konnte von Niemand ihre Bedeutung erfahren. Ich habe mir die Worte mittheilen lassen, welche die französischen Negercreolen bei ihren Tänzen zu singen pflegen; und diese drücken in ihrem Patois den Sinn aus, der wol auch auf die hiesigen Tänze passen kann. Sie lauten:

Mal à tête, c'est pas maladie,
Mal aux dents, c'est pas maladie;
Mais l'amour, c'est maladie!

Der Tanz hat keine bestimmten Abtheilungen, keine Entwickelung, keinen bestimmten Schluß, sondern scheint in fortwährenden Variationen eines und desselben Themas zu bestehen, nach dem Gutdünken und der Eingebung der Tanzenden improvisirt. Allein die Letztern bewegen sich in einem sehr beschränkten Kreise und gehen über das Zittern, die Verbeugungen und Krümmungen, die ich bereits erwähnt habe, nicht hinaus. Tanzt Jemand gut, so treten Männer und Frauen aus dem Kreise und hängen ihre Halstücher auf seine Schultern oder setzen einen Hut oder irgend einen andern Schmuck auf seinen Kopf. So sah ich ein junges Negerweib mit einem Männerhut auf dem Kopf und ganz mit Tüchern behangen herumtanzen. Eine kleine Silbermünze auf den Mund der tanzenden Dame zu drücken, scheint auch eine — wenn auch nicht die feinste — gebräuchliche Weise zu sein, den Tanz zu beendigen.

Die Musik bestand außer dem Gesang in Trommeln. Drei Trommelschläger standen an dem Stamme des Mandelbaumes und schlugen mit den flachen Händen, mit den Fingern, mit den Daumen und mit hölzernen Schlägeln auf ein über ausgehölte Baumstämme gespanntes Leder. Sie machten so viel Lärm, wie nur möglich war, aber fortwährend mit außerordentlichem Takt und Rhythmus.

Es war ein sehr warmer Tag und ich sah das Leinenzeug der zitternden und courbettirenden Cavaliere in einem Zustande, als ob es soeben aus dem Meer gezogen worden wäre. Nichtsdestoweniger tanzten sie augenscheinlich mit wahrer Herzenslust und schienen allerdings im Stande zu sein, das Tanzen und Singen bis ins Unendliche fortzusetzen. Allein nicht weit von dem Tanzplatze hörte man plötzlich starkes Klatschen von einer

langen Peitſche. Augenblicklich hörte der Tanz auf und die Tanzenden eilten gehorſam zu ihrer Arbeit. Das Zuckermahlen und Zuckerſieden ſollte wieder beginnen. Denn die Sklaven auf Cuba haben während der „la seca“ keinen Feiertag, obgleich ſie auf Mr. Chartrain's Plantage des Sonntags Vormittags auf einige Stunden ihre Arbeit ausſetzen.

Dieſer Tanz unter dem Mandelbaum — um wie viel lebendiger und bedeutungsvoller iſt er nicht als die meiſten unſerer Geſellſchaftstänze, mit alleiniger Ausnahme des Walzers. Unſere Tänze haben zu wenig Natürlichkeit. Der hieſige Tanz hat vielleicht zu viel Natürlichkeit, aber er iſt lebendig und aufrichtig und hat dabei das Gute, daß alle Anweſende entweder als Tanzende oder als Singende oder als Beifallſpendende daran theilnehmen können. Niemand iſt davon ausgeſchloſſen, Niemand braucht die Wände zu zieren, Niemand braucht ohne Leben dabei zu ſein oder Langeweile dabei zu haben. Es lebe der afrikaniſche Tanz!

Einen intereſſanten Ausflug habe ich mit der Familie Chartrain zu einer der merkwürdigen Grotten gemacht, die ſich in den Gebirgen Cubas in großer Anzahl finden. Dieſe Grotte heißt „La Loma di Lorenzo de San-Domingo“ und iſt einige Meilen weit von Limonar entfernt. Mrs. Chartrain und ich fuhren in der Volante dahin, die jungen Leute ritten ſämmtlich auf kleinen cubaniſchen Pferden, die gutmüthigſten und netteſten von allen Pferden, welche ihre Reiter ſo leicht tragen, daß dieſelben nicht die geringſte Unbequemlichkeit davon fühlen. Sie ſind klein und bewegen ſich in einem gleichmäßigen kurzen Trabe. John Chartrain, ein lebhafter und recht angenehmer junger Mann, ließ durch ein paar Neger Reisholz und Stroh in verſchiedene Theile der Grotte tragen und es anzünden. Das gewährte ein prächtiges Schauſpiel. In der hohen dunkeln Wölbung ſchwärmten Millionen von erſchrockenen Fledermäuſen herum.

Und welche wunderbare Gestalten wurden von den Flammen beleuchtet! Es war eine Traumwelt, in welcher Alles, was die Natur bildet und das Menschenherz träumt und ahnt, in dunkler chaotischer Wirklichkeit dazustehen scheint. Da waren menschliche Gestalten, gleichsam noch in ihre Binden gehüllt und ungeduldig Licht und Leben erwartend; da waren Katheder und Throne, Flügel, die sich von den Wänden loszuringen schienen, tausenderlei phantastische, theils schöne, theils groteske oder häßliche Gestalten. — Ach, in diesen geheimen Stätten der Natur scheint die ganze dunkle Welt enthalten zu sein, welche die geheime Stätte des menschlichen Herzens umschließt, die wir aber in dem letztern nicht sehen, außer wenn in dunkeln Stunden ein düsteres Feuer darin aufflammt. Was ich hier sah, hatte ich früher längst gesehen — in meiner eigenen Brust. Und ich weiß, daß all' Dasselbe auch jetzt noch darin ist, obgleich Gott in diese nächtlichen Räume die Sonne hat eindringen und Palmen darin emporwachsen lassen. Ich weiß, daß es hinter diesen lichten Räumen noch dunkle, nächtliche, mir selbst unbekannte Stätten gibt oder wenigstens vielleicht unklare für das ganze irdische Leben. Aber auch die Geheimnisse des Lebens erhellen sich nur für den Augenblick und nur schwach auf Erden!

Die ausgeprägteste und schönste Formation in diesem Grottengewölbe war die des Pfeilers oder der Säule. Von der Höhe des Gewölbes fällt ein Tropfen herab, er fällt auf die Erde und wird hart. Aus hartgewordenen Tropfen entsteht eine kegelförmige Erhöhung, aus hartgewordenen Tropfen bildet sich auch von oben her eine solche, und bei fortdauerndem Fall der Tropfen vergrößern sich beide gegeneinander. Nach Jahrhunderten begegnen sie sich und bilden eine Säule, die das Gewölbe zu tragen scheint und nicht selten einer versteinerten Palme gleicht. Mehre solche Palmensäulen befanden

ſich in der Grotte, mehre andere dergleichen waren noch in ihrer Bildung begriffen. Die Macht des Tropfens iſt groß!

Am Montag Morgen.

Ich bin in den Koppelweiden, „el portrero“, herumgewandert, habe Paraſiten beobachtet und Bäume abzeichnet. Ein Walddickicht auf Cuba iſt eine Zuſammenſchmelzung von verſchlungenen ſtachligen Gewächſen, die unmöglich zu durchdringen iſt. Man ſieht auf den Koppelweiden einige ſchöne ſchlanke Bäume, oder auch viele dergleichen, die durch Schmarotzerpflanzen oder andere Urſachen verunſtaltet ſind. Das Schöne und das Häßliche ſteht da dicht nebeneinander. Dazwiſchen ſieht man Paraſiten auf Paraſiten wachſen. So ſah ich heute einen ſchönen Convolvulus mit großen weißen Blüten auf dem Wipfel eines abgeſtorbenen Baumes mit mehren ſchweren Luftgewächſen behangen. Convolvuluspflanzen gibt es hier in großer Menge; ſie bilden mit ihren ſchönen Blüten die vornehmſte Zierde der lebendigen Hecken, die durch ſie dicht und glänzend werden. Von der Paſſionsblume gibt es hier viele Arten wild, theils ſehr große, welche Früchte tragen, theils kleine, ganz kleine. Einer der ſchönſten Bäume auf dieſer Plantage iſt der Pommeroſabaum; er ſieht am ſchönſten in ſeiner Blüte, und die Blüten haben einen ungemein lieblichen Geruch.

Ich verlaſſe San-Amelia bald, werde aber auf den Wunſch der Familie Chartrain und auch in Folge meines eigenen Wunſches dahin zurückkehren. Ich wünſche, meinen freundlichen Wirthsleuten eine Erinnerung an mich in einem Porträt ihres jüngſten Sohnes, meines kleinen Spielgefährten, zu hinterlaſſen.

San-Amelia Inhegno, 15. März 1851.

Eine große Zuckerplantage! Und ich ſitze in dem Rauche, der aus der Zuckermühle durch die offenen Fenſter in mein Zimmer dringt, ein großes vortreffliches Zimmer mit wirklichen Glasfenſtern, durch die ich eine ſchöne freie Ausſicht über die Höhen der Cameriocabergkette und über die Palmenwälder und Plantagen an deren Fuß genieße. Ich habe hier Alles gut, aber nur zu viel von der Zuckerfabrik, die dem einen meiner Fenſter gerade gegenüber liegt und hier weit bedeutender iſt als die auf der Ariadneplantage. (Iſt es nicht ſonderbar, daß das Wort Inhegno, welches einen eingeſchloſſenen und angebauten Platz bezeichnet und allgemein zur Bezeichnung einer Plantage gebraucht wird, in der Ausſprache unſerm ſchwediſchen Worte inhägnad, ein eingezäuntes Stück Land, ſo ähnlich iſt?)

Meine Wirthin Mrs. de Coningck iſt eine angenehme, lebhafte Amerikanerin, eine Witwe mit vier Kindern, von denen drei in den Vereinigten Staaten ſind und nur eins (ein hübſches ſechzehnjähriges Mädchen) bei ihr im Hauſe iſt. Sie lebt hier bei ihrem Vater, einem alten Militär von heiterer Laune, aber ſchwach auf ſeinen Füßen und deshalb meiſt an ſeinen Lehnſtuhl gefeſſelt. Ein junger Mr. W**, ein amerikaniſcher Creole auf Cuba, deſſen Plantage in der Nähe der Coningck'ſchen liegt, iſt der tägliche Beſuch im Hauſe und ein ſehr angenehmer Geſellſchafter. Er hat gleich meiner Wirthin die Gabe einer heitern und leichten Unterhaltung, hinter welcher ein ernſter und gewichtiger Hintergrund liegt.

Zur täglichen Geſellſchaft am Mittagstiſch und in den Abendſtunden gehört auch ein junger Mann, der unter dem alten Herrn Verwalter der Plantage iſt. Dieſer junge Mann iſt für mich von großem Werth durch die Offenheit und Freimüthigkeit, mit welcher er mir die Aufſchlüſſe gibt, die ich mir wünſche.

Diese Plantage ist weit größer als diejenige, welche ich in Limonar besucht habe. Ein großer Theil der hiesigen Sklaven — es sind einige Hundert an der Zahl — ist erst kürzlich aus Afrika gekommen und hat ein weit wilderes Aussehen, als ich bei den Sklaven auf Ariadne bemerkte. Sie werden auch hier weit härter zur Arbeit angehalten, denn von vierundzwanzig Stunden haben sie nur vier und eine halbe Stunde zum Ausruhen, das ist zum Essen und zum Schlafen, und zwar während einer Zeit von sechs bis sieben Monaten jährlich. Im übrigen Theile des Jahres, welcher die „todte Jahreszeit" genannt wird, dürfen die Sklaven die ganze Nacht hindurch schlafen. Doch ist es wahr, auch gegenwärtig haben sie — auf dieser Plantage — allwöchentlich eine Nacht zum Ausschlafen und an jedem Sonntag haben sie Vormittags einige Stunden zum Ausruhen. Sonderbar, daß diese Menschen eine solche Lebensweise aushalten können! Und gleichwol sehe ich hier kräftige Neger, die seit zwanzig und dreißig Jahren auf der Plantage sind! Wenn sich die Neger einmal an die Arbeit und an das Leben auf der Plantage gewöhnt haben, scheinen sie sich wohl dabei zu befinden. Aber in den ersten Jahren, wenn sie aus der Freiheit und Wildheit Afrikas hierher kommen, fällt es ihnen schwer, sich an die Arbeit und an dieses Leben zu gewöhnen; und Manche suchen deshalb der Sklaverei durch Selbstmord zu entgehen. Dies kommt namentlich oft unter den Luccomees vor, die einer der edelsten Stämme Afrikas zu sein scheinen. Vor nicht allzu langer Zeit fand man elf Luccomeeneger an den Zweigen eines Guasimabaumes hängen — eines Baumes mit langen horizontal ausgestreckten Aesten. Sie hatten alle ihr Frühstück in ihrem Gürtel um den Leib gebunden; denn die Afrikaner glauben, daß ein Neger, welcher hier stirbt, in seinem Vaterlande sogleich wieder zu neuem Leben erwacht. Manche Sklavinnen legen deshalb auf die Leiche eines Selbstmörders das Halstuch oder das

Kopftuch, welches ihnen am liebſten iſt; denn ſie glauben, daß daſſelbe ihren Angehörigen im Vaterlande zukommen und denſelben einen Gruß von ihnen überbringen wird. Man hat Leichen von Sklaven mit Hunderten ſolcher Tücher bedeckt geſehen!

Man verſichert mich hier, daß nur Strenge bei der Behandlung der Sklaven etwas nütze; daß die Sklaven ſtets die Peitſche über ſich fühlen müßten; daß dieſelben ein undankbares Volk wären und daß bei dem Aufſtand im Jahre 1846 die gütigſten Sklavenbeſitzer mit ihren Familien zuerſt ermordet worden wären, während die ſtrengen Gebieter von ihren Sklaven in die Waldungen gebracht und vor den Aufſtändiſchen verborgen worden wären. Man ſagt mir, daß man, um von den Sklaven geliebt zu werden, von denſelben gefürchtet ſein müſſe. Allein ich glaube das nicht. Das liegt nicht in der menſchlichen Natur. Aber es iſt ein Unterſchied zwiſchen Furcht und Furcht. Es gibt eine Furcht, welche die Liebe nicht ausſchließt; aber es gibt auch eine andere, welche Haß und Aufruhr erzeugt.

Die Sklaven haben hier im Allgemeinen ein dunkles und düſteres Ausſehen und zeigen ſich bei ihrer Arbeit auf den Zuckerrohrfeldern ſchläfrig und verdroſſen. Wenn ſie die mit Ochſen beſpannten Wagen führen, ſehe ich ſie oft daneben hergehen und am Zuckerrohr ſaugen, welches ſie ſehr lieben und dem Anſchein nach ungehindert genießen dürfen. Es iſt doch wenigſtens eine Erquickung für ſie. Sie werden hier nicht mit Reis ernährt, ſondern mit einer Art von Wurzeln, Namens Malanga, welche ſie ſehr lieben ſollen, die mir aber nicht beſonders ſchmackhaft vorkommen. Es iſt eine gelbe, der Kartoffel ähnliche Knolle, die aber einen faden, bittern Geſchmack hat. Jeder Sklave empfängt zum Mittag eine Portion ſolcher gekochten Wurzeln und verzehrt dieſelben zu ſeinem geſalzenen Eſſen. Zum Frühſtück bekommen ſie gekochten Mais, den ſie zerquetſchen und mit wilden To-

matoes, Plantagenfrüchten oder grünen Gemüsen vermischen. Denn sie haben in einer abgesonderten Abtheilung der Plantage kleine Stücken Feld, auf denen sie säen und ernten können. Jede Familie hat hier auch jährlich ein Schwein, welches sie schlachten oder verkaufen kann.

Sonntag, 17. März.

Es ist Sonntag und Vormittag; aber die Zuckermühle ist im Gang und das Klatschen der Peitsche begleitet die Arbeit. Die Sklaven verbringen diesen ganzen Sonntag bei der Arbeit, wie einen Wochentag. Am nächsten Sonntag — heißt es — sollen die Sklaven einige Stunden ausruhen und — wenn sie wollen — auch tanzen dürfen. Aber — — sie sehen so müde aus.

Es gibt auf Cuba Plantagen, auf denen die Sklaven einundzwanzig Stunden alltäglich arbeiten müssen; Plantagen, auf denen man nur Männer hat, welche wie Ochsen angetrieben werden, aber noch härter als Ochsen. Der Plantagenbesitzer berechnet sich, daß er dabei gewinnt, wenn er seine Sklaven dermaßen zur Arbeit anhält, daß sie blos sieben Jahre am Leben bleiben. Nach Ablauf dieser sieben Jahre versieht er die Plantage mit frischen Sklaven, welche von Afrika eingeführt und von ihm für zwei- bis dreihundert Dollars für den Kopf gekauft werden. Der fortwährende Sklavenhandel auf Cuba bewirkt, daß die Sklaven zu guten Preisen verkauft werden. Ich habe von einer „gang“ (Bande) von sechshundert männlichen Sklaven erzählen hören, welche wie Strafgefangene behandelt und des Nachts eingeschlossen werden — und zwar auf einer Plantage an der südlichen Seite der Insel.

Unter Verhältnissen, wie die eben geschilderten sind, kann man sich in die idealen Verbindungen der Socialisten verlieben. Menschen, wie Alcott, erscheinen uns dann wie die Heiligen und Hohenpriester der Erde. Wie

schön erscheinen die Brüderversammlungen, auch in ihrer liebevollen Uebertreibung, neben diesen Einrichtungen, bei denen menschliche Kraft so entsetzlich gemisbraucht und menschliches Recht so schmählich mit Füßen getreten wird! Hier empfinde ich wärmer als jemals für die politischen Grundsätze, welche gegenwärtig sich einen Weg in den freien Staaten Nordamerikas zu bahnen versuchen, und wenn ich wieder dahin zurückkehre, will ich suchen, mit diesen Grundsätzen und deren Vertretern näher bekannt zu werden und ihnen mehr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Aber auch hier habe ich Trost für den Zustand der Sklaven — wenigstens auf dieser Plantage — darin gefunden, daß ich ihre Bohea besucht habe, hier eine sehr große, im Viereck erbaute, niedrige Festungsmauer, in welcher die Sklaven wie auf der Ariadneplantage wohnen und während der Nacht hinter Schloß und Riegel verschlossen werden. Ich habe die Sklaven dort oft während der Stunden ihrer Mahlzeiten besucht und mich dabei stets durch den Anblick ihres frischen Lebens und ihrer Munterkeit erquickt gefühlt. Doch habe ich daselbst auch Gesichter mit einer Düsterheit gesehen, welche aller tropische Sonnenschein nicht zu erhellen im Stande war, so hoffnungslos, so finster, so stumm und so entsetzlich! — Und diesen Ausdruck habe ich in den Gesichtern von Frauen gesehen!

Unter den Männern muß ich oft herculische Gestalten und energische Gesichter bewundern, in denen wilde Kraft mit männlicher Gutmüthigkeit vereinigt zu sein scheint. Diese Gutmüthigkeit drückt sich ganz besonders in der Art und Weise aus, wie sie die Kinder behandeln und schon wie sie dieselben ansehen.

Die Kinder der Neger sind hier nicht freundlich und munter wie auf den Plantagen in Amerika. Sie strecken ihre kleinen Händchen nicht zu freundlichen Begrüßungen aus. Sie sehen mit mistrauischen Blicken auf die Weißen,

ſie ſind ſchüchtern. Aber die ganz kleinen Kinder, die „bambinos“, die ganz nackend, fleiſchig und dick, glänzend wie ſchwarze oder ſchwarzbraune Seide auf den Knien ihrer Mütter tanzen, gewöhnlich mit einem blauen oder rothen Perlenband um die Lenden gegürtet und mit einem dergleichen um den Hals verſehen — ſie nehmen ſich allerliebſt aus. Und die Mütter mit ihren Perlenbändern um den Hals und mit ihren buntfarbigen Halstüchern, die ſie turbanartig um den Kopf geſchlungen haben, ſehen ebenfalls ſehr hübſch aus, wenn ſie mit entzückten Blicken und perlenweißen Zähnen lachend mit ihren dicken Kleinen tanzen. Eine ſolche junge Mutter mit ihrem kleinen Kinde unter einem Bananen- oder Tamarindenbaume iſt ein Bild, das würdig wäre, von dem Pinſel eines guten Malers aufgenommen zu werden.

In den dunkeln kleinen Gemächern — denen auf der Ariadneplantage ſehr ähnlich — ſah ich mehr als einen Sklaven während ſeiner kurzen Ruheſtunde damit beſchäftigt, kleine Körbe und Hüte von Palmenblättern zu flechten, und einer derſelben hatte einen prahlenden, von bunten Lappen und Truthahnfedern zuſammengeſetzten Kopfſchmuck auf.

Die Sklaven leben übrigens in der Bohea wie das Vieh. Männer und Frauen vereinigen und trennen ſich nach Gutdünken und Laune. Wenn ein Paar einige Zeit zuſammen gelebt hat und einander überdrüſſig iſt, gibt Eins von ihnen dem Andern eine Veranlaſſung zur Unzufriedenheit; und dann trennen ſie ſich. Entſteht eine geräuſchvolle Uneinigkeit, ſo iſt der Mayoral mit der Peitſche bei der Hand, um Frieden zu ſtiften.

— „Gibt es hier kein Paar, das in einer dauernden Ehe verbunden lebt, keinen Mann und keine Frau, die einander genug lieben, um ſich als Gatten treu zu bleiben?“ — fragte ich eines Tages meinen jungen aufrichtigen Begleiter.

— „O ja“ — antwortete dieſer — „es gibt hier

wirklich einige ſolche Paare, die fortwährend zuſammengeblieben ſind, ſo lange ſie hier auf der Plantage ſind."

— „Führet mich zu einem ſolchen Paar!" — bat ich.

Es war gerade um die Mittagsſtunde. Mein Begleiter führte mich zu einem Zimmer in der Mauer. Die Thür ſtand offen, wie gewöhnlich, um Luft und Licht hinein zu laſſen. Der Mann war draußen und im Zimmer ſaß blos eine Frau, ungefähr funfzig Jahre alt und eben mit einer Arbeit beſchäftigt. Sie hatte ein rundes fleiſchiges Geſicht ohne Schönheit, aber mit einem ſehr gutmüthigen und friedlichen Ausdruck.

Ich fragte ſie durch meinen Dolmetſcher, ob ſie ihren Mann lieb hätte. Sie antwortete freundlich und zuverſichtlich: — „Ja, er iſt ein guter Mann."

Ich fragte ſie, ob ſie ihn ſchon in Afrika lieb gehabt hätte?

— „Ja, ſchon in Afrika" — gab ſie zur Antwort.

Ich fragte, wie lange ſie ſchon mit ihrem Mann zuſammen lebe, ſeit wie vielen Jahren?

Dieſe Frage ſchien ſie in Verlegenheit zu ſetzen, ſie lächelte und antwortete endlich, „daß ſie ihn immer gehabt hätte".

Immer! Sie wußte nicht, wie groß und wie tief dieſes Wort in ihrem Munde klang. Mir drang es ins Herz. Wochen, Monate, Jahreszeiten, Jahre, Jugend, Kraft und viele Veränderungen waren ungezählt und unbemerkt vorübergegangen, ein Welttheil war mit einem andern Welttheil, Freiheit mit Sklaverei, die Palmenhütte mit der Bohea, das Leben in der Freiheit mit dem Leben in der Arbeit vertauſcht worden — Alles hatte gewechſelt; — aber Eins hatte feſt geſtanden, Eins war ſich gleich geblieben: — ihre Liebe und ihre Treue. Sie hatte ihn ſtets gehabt, den Mann, den ſie liebte; er hatte ſie ſtets gehabt. Von allem Wandelbaren und Vergänglichen wußten ſie nichts, ſie hatten es nicht zu zählen vermocht — ſie wußten blos Das von der Zeit,

was ewig in derſelben war. Sie „hatte ihren Gatten ſtets gehabt", ſie mußte ihn auch künftig ſtets haben. Das ſtand in ihrem ruhigem Geſicht und in ihrer Stimme deutlich geſchrieben. Das konnte gar nicht anders ſein.

— „Die Liebe bedarf zuweilen eines Rippenſtoßes von der Pflicht!" — ſagte Geijer einſt, als er von der Ehe ſprach. Und es iſt ſo. Aber es iſt ſchön, dieſe natürliche Ehe zwiſchen zwei verwandten Seelen ſo rein und ſo ſtark blos durch das Geſetz der Liebe mitten in der wilden Unregelmäßigkeit der Bohea zu ſehen. Und das zwiſchen zwei ſchwarzen Menſchen, zwiſchen zwei wilden Kindern der Wüſte!

Dichter und Philoſophen haben von der Vorausbeſtimmung gewiſſer Seelen zu Gatten geſprochen. Hier fand ich zwei ſolche Seelen. Sie hatten einander immer angehört. In der Tiefe des göttlichen Weſens hatten ſie einander angehört und ſollten einander angehören für alle Zeit, das iſt — — — für alle Ewigkeit!

Der Mann kam herein, während ich noch in der Stube war. Er ſchien in demſelben Alter, wie die Frau, zu ſtehen und hatte denſelben Ausdruck von Gutmüthigkeit wie ſie. In ſeinem Lächeln lag ein gebundenes Sonnenlicht, ein heiterer Lichtſtrahl, der gern hinausſchlüpfen und vom Grunde des Herzens leuchten wollte. Oft bemerkt man dieſen Lichtſtrahl in den Geſichtern der Kinder dieſes Gefängniſſes. Sie tragen denſelben mit ſich wie eine Mitgabe aus ihrem ſonnenwarmen Vaterlande und deſſen frühern Freiheitsleben.

Von dieſem Ehepaar ging ich in die Gefangenenzelle, in welche die Sklaven gebracht werden, wenn ſie beſtraft worden ſind — Frauen wie Männer — während ihr Gemüth noch aufgeregt iſt nach dem erlittenen Schmerz. Sie werden hier in Eiſen gelegt, die an einem hölzernen Tiſch befeſtigt ſind, und ſitzen auf dieſe Weiſe gefeſſelt an Händen und Füßen — Männer wie Frauen — bis ſie wieder ruhig geworden und bis ihre Wunden geheilt

ſind, ſodaß ſie wieder zu ihrer Arbeit zurückkehren können. Sie werden fett, während ſie hier ſitzen! Das Gemach war jetzt leer und nur durch Scharen von Flöhen bewohnt.

Wie ſehr wundere ich mich, daß der Selbſtmord unter dieſem Volke nicht öfter vorkommt! Wie ſtark und wie zähe muß der Lebenstrieb in ihm ſein!

Die hieſige Zuckermühle bietet ein in ihrer Art intereſſantes und maleriſches Schauſpiel. Die athletiſchen Geſtalten der halbnackten Afrikaner, die vor den Oefen oder an den kochenden Zuckerkeſſeln in den großen dunkeln Sälen ſtehen oder in der Verrichtung verſchiedener Geſchäfte hin und her gehen, gewähren einen ſeltſamen Anblick. Und ich kann nicht ohne Bewunderung und Vergnügen die wilde, aber ruhige Majeſtät in ihrer Haltung und in ihren Bewegungen, ſowie die düſtere Energie in ihren Geſichtern ſehen. Bildhauer ſollten dieſe afrikaniſche Büſten und Schultern ſehen und nachbilden. Sie ſcheinen geſchaffen, um den Atlas zu tragen. Und obgleich der Atlas der Sklaverei auf ihnen ruht, ſo ſind ſie dennoch ſtark — entſetzlich ſtark, wenn die Stunde der Rache kommt. Jetzt ſind ſie düſter und ſtill. Spaniſche Mayorale in weißen Kitteln und mit Peitſchen oder mit kurzen, vierkantigen Stöcken in den Händen ſtehen oder ſitzen hier und da auf hohen Stellen des Saales, um die Arbeit zu überwachen, und trinken dabei des Morgens ihren Kaffee, zu dem ſie Weißbrot eſſen. Sie kommen mir an Geſtalt und Ausſehen kleiner und unbedeutender als viele von dieſen ſchwarzen Sklaven vor. In den Sklavenſtaaten Amerikas bekommt man keine Vorſtellung von der eigenthümlichen Schönheit der afrikaniſchen Negergeſtalt — beſonders bei gewiſſen Volksſtämmen. Die eingeborenen Sklaven daſelbſt ſind ein ſchwächeres und ſanfteres Geſchlecht. Der wilde Rabe iſt zahm geworden.

Manche von den Sklaven, die nach Cuba gebracht werden, ſind auch Fürſten und Häuptlinge ihrer

Stämme; und Diejenigen von ihrem Stamme, die ihnen in die Sklaverei auf die Plantagen gefolgt sind, beweisen ihnen stets tiefe Ehrfurcht und blinden Gehorsam. Ein ganz junger Prinz aus dem Stamme der Luccomees, der mit zehn andern Luccomees auf eine Plantage gebracht worden war, wurde zu einer Strafe verurtheilt, während die übrigen Sklaven — wie es hier gebräuchlich ist — der Bestrafung zusehen sollten. Als der junge Prinz auf die Erde gelegt wurde, um gepeitscht zu werden, legten sich alle seine Begleiter auf die Erde und verlangten seine Strafe zu theilen. Dieser rührende Beweis von Loyalität rief unter den groben Bütteln blos das rohe Versprechen hervor, „daß sie ihren vollen Antheil von den Peitschenhieben schon erhalten sollten, sobald sich eine Veranlassung dazu fände".

Dies geschah jedoch nicht auf dieser Plantage.

In dieser Zuckermühle verrichten die Maschinen mehr Arbeit als auf der Ariadneplantage. Anstatt einer stehenden Rinne, in welcher das Zuckerrohr von Menschenhänden zu den Mühlsteinen hin- und von denselben weggeschafft wird, befindet sich hier eine bewegliche Rinne, welche von einer Menge unter dem Gewebe befindlicher Räder in einer langen Reihe, von einem zum andern, von einer Thür der Zuckermühle nach der andern gerollt wird und das Zuckerrohr mit sich führt, welches blos an der Eingangsthür von Menschenhänden dahin getragen wird.

Und nun kannst du genug von den Zuckermühlen haben.

Aber bevor ich die Bohea verlasse, muß ich ein paar Worte von der Regierung ihrer Bevölkerung erwähnen. Diese Regierung steht nächst dem Plantagenbesitzer einem Oberaufseher zu, welcher „mayoral" genannt wird, und unter demselben einem „contra-mayoral", welcher zuweilen ein Neger ist. Auf größern Plantagen, wie z. B. auf dieser, hat man mehre Untermayorale. Von der

Brauchbarkeit, Klugheit und Menschlichkeit der Mayorale hängt der Zustand und die Gemüthsstimmung der Sklaven auf der Plantage vorzüglich ab. Aber nicht selten hat hier auf Cuba die grausame Ermordung der Mayorale Zeugniß von ihrem despotischen Regiment und von der Raserei abgelegt, zu welcher eine grausame Behandlung das von Natur geduldige und leicht zu zähmende Volk der Neger bringen kann.

Obgleich die Sklaverei für die Bevölkerung der Bohea hart ist, die Pflanzer ganz naiv die meisten spanischen Gesetze in Bezug auf die Befreiung der Sklaven ignoriren und das gesetzliche Recht auch hier von der Willkür unterdrückt wird, so läßt sich das Athmen des Freiheitslebens doch nicht ganz von der Bohea ausschließen. Der Sklave weiß, daß er sich frei kaufen kann, und er kennt auch Mittel, sich Geld zu verschaffen. Die Lotterie ist auf Cuba eins der vorzüglichsten Mittel zum Gelderwerb für die Negersklaven, und manche derselben wissen dieses Mittel mit Klugheit zu benutzen. So z. B. vereinigen sich Mitglieder eines gewissen Stammes, eine ganze Menge aufeinander folgender Lotterienummern zu kaufen. Von zehn oder zwanzig Nummern kommt gewöhnlich eine Nummer oder auch zwei bei jeder Ziehung heraus. Der Gewinn fällt dann dem ganzen Stamme zu und wird an die Mitglieder desselben vertheilt. So wird z. B. erzählt, daß der Stamm der Luccomees in Havanna kürzlich einen Gewinn von elftausend Pesos in der Lotterie gemacht hat und einen Theil davon zur Loskaufung mehrer Sklaven ihres Stammes anwenden wird. Wenn ich mich nicht irre, so ist auch von dieser Plantage mit Bewilligung des Besitzers ein Luccomeeneger für zwei- bis dreihundert Dollars losgekauft worden. Ja — einige werden frei, aber manche, viele werden es nie!

Was mein eigenes Leben anlangt, so ist dasselbe so frei und so angenehm, wie ich es mir jemals wünschen

kann. Mrs. de Coningck ist ein sehr angenehmer und „aimable“ Umgang, läßt mir alle Freiheit, die ich wünsche, und ist für mich ungemein liebenswürdig.

Des Morgens gehe ich allein aus und besuche die Bohea der Sklaven oder streife auf der Plantage herum; ich genieße die Luft und zeichne Bäume und Blumen. Mit der candelaberähnliche Pflanze, die ich früher erwähnte, habe ich hier nähere Bekanntschaft gemacht. Es ist ein Blumenstengel auf einem Busch der Aloefamilie, welcher Peta genannt wird, aus seiner Wurzelpflanze (einem Busch mit steifen spitzen Blättern) in jedem dritten Jahre emporschießt und auf seinen Armen Büschel von gelbgrauen Blüten trägt, welche Früchte ansetzen. Dieser Stengel schießt fünf bis sechs Ellen in die Höhe, blüht und setzt in einer Zeit von zwei Monaten Früchte an, worauf er verwelkt. Er sieht seltsam und recht prächtig aus. Ich habe ihn abgezeichnet.

Es gibt hier auch ein paar merkwürdige Ceibabäume, einer wegen seiner Schönheit, der andere wegen seiner Entstellung — seines tragischen Kampfes mit Parasitengewächsen — merkwürdig. Und längs der Zuckerrohrfelder sind hier hohe wilde Hecken mit sauren Orangen und mehre andere tropische Baumarten.

Während der heißesten Zeit des Vormittags bleibe ich ruhig in meinem hellen wohnlichen Zimmer und schreibe oder male. Kurz vor dem Mittagessen gehe ich zuweilen nochmals aus, sehe mich in der Bohea um oder stelle mich unter einen Mangobaum, der an einem Kreuzweg steht, um daselbst im Schatten einiges Wehen der Luft aufzufangen.

Nachmittags fahre ich meistentheils mit Mrs. de Coningck in ihrer Volante aus; ihre junge Tochter und Mr. W** begleiten uns zu Pferde. In dieser offenen Volante über die Erde dahin in dieser himmlisch lieblichen Luft geschaukelt zu werden, ist der ruhigste süßeste Genuß, den man sich denken kann.

Abends iſt die Familie zuſammen und ich ſpiele amerikaniſche Märſche, „quick steps“ und andere heitere Stücke ſammt „Yankee doodle“ dem alten Herrn vor, der ſich dabei ſeiner Jugendthaten erinnert und in ſeinen gelähmten Füßen neues Leben fühlt. Etwas ſpäter gehe ich auf die Piazza, ſehe die Sterne in der ſchwarzen Nacht funkeln und trinke das Wehen der Luft, zwar nicht ſo lebhaft hier wie in Matanzas, aber ſtets voll Lieblichkeit.

Zu meinen Vergnügungen gehört es auch, die Kolibris in dem kleinen Garten zu beobachten. Früh am Morgen und gleich nach Mittag kann man überzeugt ſein, ſie um die Blumen, und vorzugsweiſe um die rothen, flattern zu ſehen. Es ſind ein paar Büſche im Garten mit ſehr prächtigen rothen Blüten — man nennt dieſen Buſch „la coquette“ — auf welchem ſich ſtets kleine Kolibris wiegen, deren Bruſt prächtig roth wie kleine Feuerflammen ausſieht. Sie ſind die prächtigſten kleinen Geſchöpfe, die man ſich denken kann; und wohlbeleibt ſind ſie, wie die Domherren. Sie ſitzen gleichſam in der Luft, auf ihren kleinen Flügeln eine ziemliche Weile über dieſen rothen Blüten ſchwebend, in welche ſie dann ihre Schnäbelchen tauchen; und wie graziös — das läßt ſich gar nicht beſchreiben. La coquette und ihre geflügelten Arbeiter gewähren ein entzückendes Schauſpiel.

Ich habe hier drei Arten Kolibris geſehen; einen mit den Farben der Morgenröthe, den ich eben erwähnt habe, einen kleinen ſmaragdgrünen Kolibri von feinerer Geſtalt und einen grünen mit einem Federbuſch und gelben Streifen auf dem Kopfe. Zuweilen ſetzen ſich die Kolibris auf einen Zweig nieder und wenn ſie dann wieder auffliegen, laſſen ſie ein leiſes feines Gezwitſcher hören. Sie ſind neidiſch aufeinander und verfolgen ſich gegenſeitig wie kleine Pfeile in der Luft, ſo oft ſie ſich als Nebenbuhler einer und derſelben Blume nähern.

Außer dieſen allerliebſten kleinen Vögeln ſehe ich hier noch eine Art von ſchwarzen Vögeln, ungefähr ſo groß

wie die Dohlen. Sie gleichen den amerikaniſchen „blackbirds“ und werden majitos oder solibios oder solivios (denn man hat hier das b zum v oder umgekehrt das v zum b gemacht) genannt. (So wird z. B. Havanna ebenſo oft Habanna geſchrieben.) Ich ſehe dieſe Vögel oft auf den Zweigen des candelaberähnlichen Peta ſitzen. Dieſe ſonderbaren Vögel ſollen eine Art von Communiſten ſein, in Geſellſchaft leben, ihre Eier zuſammen legen, ſie gemeinſchaftlich ausbrüten und auch ihre Jungen auf dieſe Weiſe aufziehen, ohne dabei Mein und Dein zu unterſcheiden.

Die Kolibris haben augenſcheinlich ein ganz anderes Temperament und ſind heftige Anticommuniſten.

Nun kommt in unſerm Schweden bald der Frühling und ich hoffe, daß du bei guter Zeit Anſtalten treffen wirſt, um an den Marſtrand zu kommen, und daß du wenigſtens einige Monate dort bleiben wirſt. Geht Alles ſo von ſtatten, wie ich hoffe und wie ich es einzurichten ſuche, ſo komme ich im Monat Auguſt heim. Ach, wenn ich dann, wie vor zwei Jahren, dein liebes hübſches Geſicht am Strande, deine blauen Augen erblicken könnte — — wie ſchön wäre das! Und wie wollten wir dann zuſammen nach Hauſe gehen und unſere Mama umarmen, und wie erſchrecklich viel wollten wir zuſammen denken und zuſammen ſprechen!

Die Hitze fängt nun hier an ſehr heftig zu werden und ich fühle ſie ſo ermattend auf mich einwirken, daß ich anſtatt am 28. April — wie ich früher beabſichtigte — ſchon den 8. April von Cuba abreiſen werde. Ich reiſe von hier ab nach Charleſton und Savannah, beſuche einige Plantagen an der Küſte von Georgien, reiſe dann nach Virginien — „the old dominion“ — das ich kennen lernen muß, und gedenke daſelbſt den Monat Mai zuzubringen. Dann reiſe ich wieder nach Philadelphia und nach Neuyork (in meine liebe Heimat Roſe-cottage), von da nach dem weißen Gebirge in Neuhampſhire, beſuche